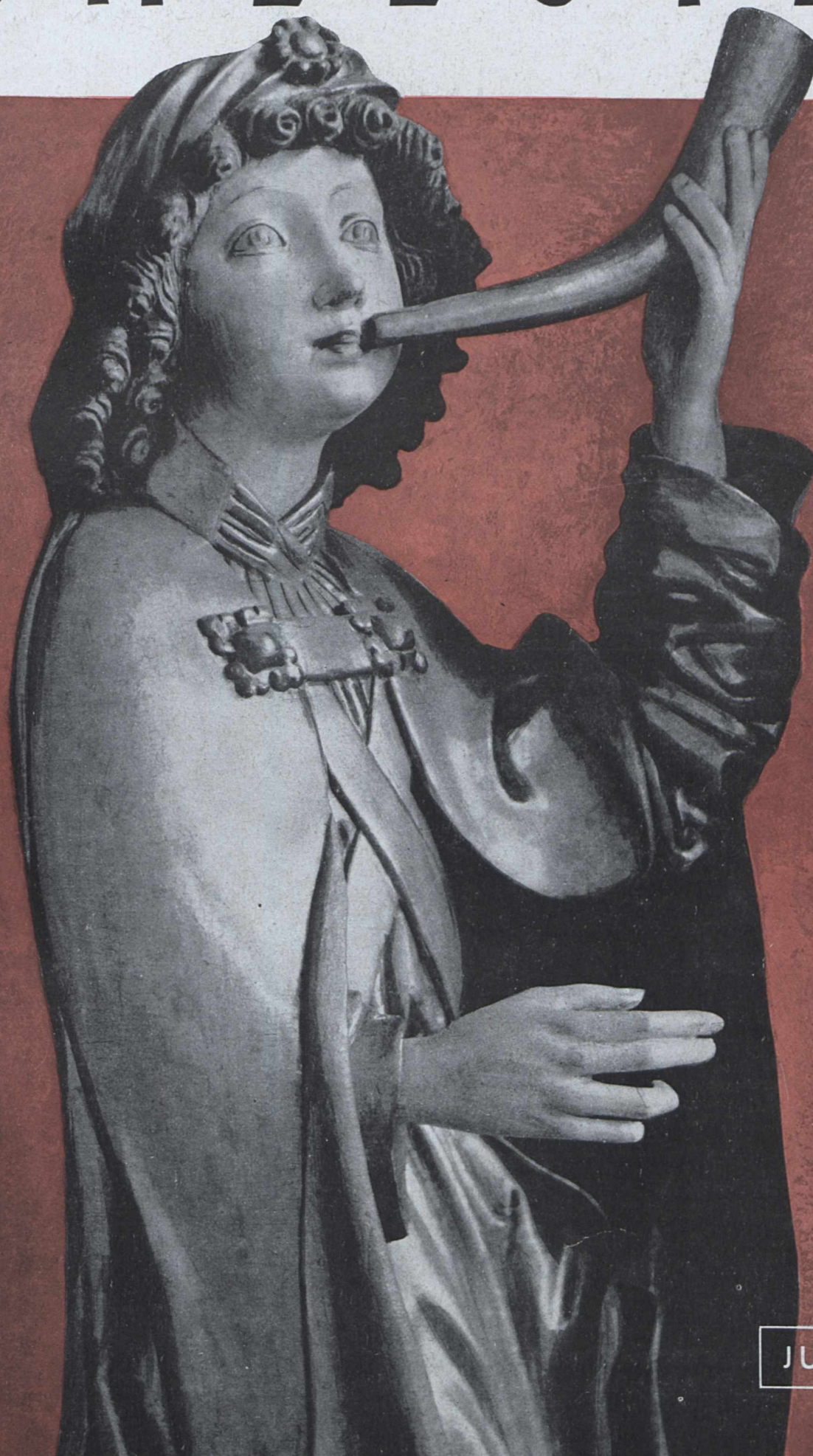


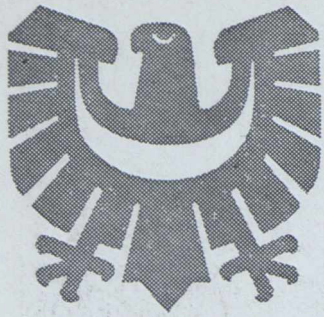
Bibliothek
Terra, Hainichen, Breslau

SCHLESISIEN



JUNI 1939

TSCHRIFT FOR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM · HERAUSGEBER DER LANDESHAUPTMANN · VERLAG: GAUVERLAG-NS-SCHLESISIEN BRESLAU · 1. JANUAR 1939 · TAFEL 3 · 1. JAHRGANG



SCHLESISIEN

ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM
1. JAHRGANG · JUNI 1939 · FOLGE 3

HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN

STÄNDIGE MITARBEITER: PROFESSOR HERMANN AUBIN
DR. FRITZ ARLT · DR. ERNST BIRKE · OBERBÜRGERMEISTER
DR. HANS DAMRAU · DR. WERNER FISCHER · OBERBÜRGER-
MEISTER DR. HANS FRIDRICH · DR. FRITZ GESCHWENDT · PROV.-
KONSERVATOR DR. GÜNTHER GRUNDMANN · LANDESLEITER
ALFRED HARTLIEB · LANDESRAT GEORG KATE · DR. WERNER
KUDLICH · PROF. DR. WALTER KUHN · REG.-RAT DR. HEINZ
LOHBECK · GAUOBMANN JULIUS MERZ · OBERBÜRGER-
MEISTER HANS SCHMIEDING · GEN.-DIR. GEORG SIEFEN
HERMANN STEHR · KUNSTHISTORIKER BERNHARD STEPHAN

INHALT:

GAULEITER JOSEF WAGNER: Zur Eröffnung der Breslauer Messe 1939, eigener Bildbericht	82
DR. FRITZ GESCHWENDT: Staatsbad Salzbrunn	86
Das schlesische Musikfest	88
Siebente Hirschberger Riesengebirgswoche / Erster großdeutscher Wandertag	90
Barock in Schlesien, Bildbericht	92
Schlesische Seen, Bildbericht	94
PROF. DR. WALTER KUHN: Kampf um Bielitz	95
HERTHA STRZYGOWSKI: Sommertage in Wilmesau	97
DR. ALFRED BÖNSCH: Die Badereise der Juliana Christina Brettschneider	100
MARIA STONA: Königsfangen	104
Oderkrebse	106
CARL JITSCHIN: Zugvögel	108
Berichte	111

UMSCHLAG: ALTE SCHLESISCHE HOLZPLASTIK / AUFN. MARGOT LEINKAUF
KUNSTBEILAGE: MICHAEL WILLMANN / ZEICHNUNG

MIT VERWALTUNGSBEILAGE (VIERTELJÄHRLICH)
UND „SCHLESISIEN IN ZAHLEN“ (HALBJÄHRLICH)



Michael Willmann / Zeichnung

Ein Blick auf die europäische Karte läßt ohne weiteres erkennen, daß Deutschland der von Natur gegebene Wirtschafts- und Handelspartner nach Osten und Südosten ist. Diese natürliche Voraussetzung hat allen politischen Haßgedanken zum Trotz sich immer wieder durchgesetzt und wird sich nach unserer tiefen Überzeugung jederzeit über Unvernunft und Gewalt triumphierend durchsetzen. Das geopolitisch zueinander geordnete Verhältnis dieser Gebiete erfährt die schärfste Unterstreichung durch die verkehrspolitischen Bedingungen und die kulturellen Beziehungen, die durch Jahrhunderte gegeben sind und die man mit gutem Recht einfach als unlöslich bezeichnen kann. Diese von Natur aus geschaffenen Bedingungen erfahren ihre Krönung in der Tatsache, daß Deutschland die natürliche Ergänzung zu den Staaten des Ostens und Südostens darstellt sowie umgekehrt auch. Die tiefen Wunden, die der Weltkrieg der gesamten europäischen Wirtschaft geschlagen hat, verheilten in Deutschland am schwersten. Dieser Heilungsprozeß wurde systematisch unterbunden und aufgehalten durch die geradezu sinnlosen Abzäpfungen durch den Versailler Vertrag. Würde dieser Prozeß über das Jahr 1933 hinaus angedauert haben, so hätte er notwendig den Tod der deutschen Volkswirtschaft herbeigeführt. Damit wäre natürlich ein Ausbau der wirtschafts- und handelspolitischen Beziehungen zu den von Natur aus zugeordneten Räumen und Völkern unmöglich geworden. Schließlich sind doch nur solche Volkswirtschaften in der Lage, untereinander in einem gefunden Austausch zu stehen, wenn

sie in sich die Voraussetzungen der wirtschaftlichen Gesundung tragen. Das nationalsozialistische Deutschland hat dem drohenden Verfall der deutschen Wirtschaft nicht nur ein Ende bereitet, sondern diesen Verfall in einen ungeahnten Aufschwung umgewandelt. Selbst der Gegner des Dritten Reiches muß, wenn er nicht böswillig die Augen verschließt, die unerhörte Leistung der sechs Jahre nationalsozialistischer Regierung bestätigen. Ebenso muß er von dem wirtschaftlichen Aufstieg des Reiches zum mindesten mit einer gewissen Achtung sprechen, denn dieser Erfolg wurde erzielt einzig und allein durch die eigene Kraft der deutschen Nation gegen den unerhörten Widerstand von Tatbeständen und einer uns nicht sehr freundlich gesinnten Umwelt. Die deutsche Volkswirtschaft kann heute für sich in Anspruch nehmen, innerlich die bestorganisierte und bestfundierte Volkswirtschaft zu sein.

Die Breslauer Messe stellte bewußt die Bedeutung Schlesiens, als der Provinz des Reiches gegen Südosten hin, in wirtschaftlicher, kultureller und wirtschaftspolitischer Hinsicht heraus. Es wird jedem Einsichtigen klar, daß Breslau als Hauptstadt des schlesischen Raumes berufen ist, eine überragende Mittlerrolle zu spielen im Verhältnis des Reiches zu den Staaten im Osten und vor allen Dingen im Südosten. So wünsche ich, daß auch die Breslauer Südostmesse und der Landmaschinenmarkt 1939 in jeder Hinsicht ihre Aufgaben erfüllen und für alle Beteiligten einen vollen und zufriedenstellenden Erfolg bringen möchten.



BRESLAUER MESSE 1939

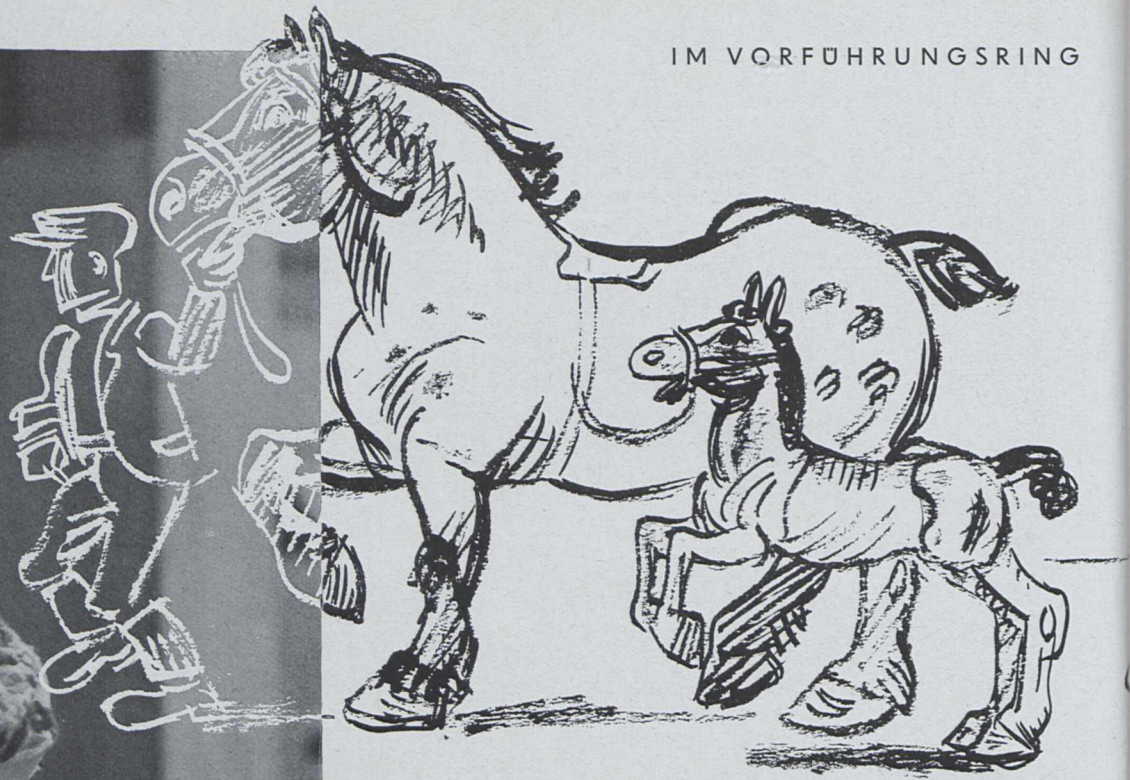
⊗ Aufn.: Margot Leinkauf

Oben: Bei der Eröffnungsfeier der Breslauer Messe im Remter des Rathauses (In Uniform von rechts nach links: General der Infanterie Busch, Gauleiter-Stellvertreter Bracht, Oberbürgermeister Dr. Fridrich, Gauleiter Wagner)

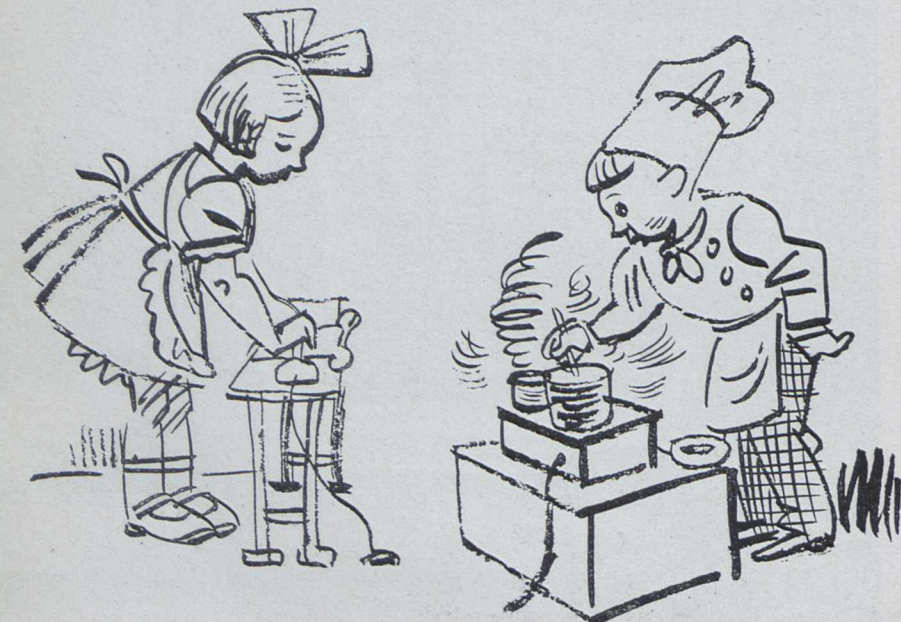
Unten: Gauleiter Wagner und General der Infanterie Busch beim Verlassen des Remters

Die Breslauer Messe war in diesem Jahr ein einzigartiger Erfolg. Die feierliche Eröffnung am 10. Mai im Remter des Rathauses erhielt durch die hochpolitische Rede des Gauleiters eine besondere Bedeutung. Stadtrat K e m p e konnte in seiner Begrüßungsansprache eine große Anzahl bedeutender Persönlichkeiten aus dem Reiche und dem Ausland als Ehrengäste der Hauptstadt Schlesiens willkommen heißen. Dann würdigte Landesbauernführer J a e f c h k e die enge Verbundenheit, die heute zwischen Industrie und Landwirtschaft in Deutschland eine Selbstverständlichkeit ist, und die uns besonders sinnfällig bei der Breslauer Messe in der Verbindung mit dem Landmaschinenmarkt entgegentritt. Anschließend sprach Gauleiter Josef W a g n e r. Auszüge seiner umfangreichen Rede bringen wir an anderer Stelle dieser Ausgabe. Der Rundgang durch das Ausstellungsgelände, der sich der Eröffnungsfeier anschloß, zeigte ein so umfassendes Bild, daß wohl ohne jede Übertreibung gesagt werden kann, die Breslauer Messe war in diesem Jahr wirklich eine vollendete Leistungsschau deutschen Könnens und Schaffens im gesamtchlesischen Raum. Darüber hinaus war aber auch das interessierte Ausland Bulgarien, Jugoslawien, Polen, Rumänien, die Slowakei, die Türkei und Ungarn mit großen und gut zusammengestellten Ausstellungsständen vertreten. Insgesamt hatten rund 1500 Firmen auf der Messe ausgestellt, denen eine Gesamtbesucherzahl von über 200 000 entgegensteht.





UNGARN



„KINDERLEICHT“ GEMACHT DURCH ELEKTRIZITÄT



Blick in die Staatenhalle



GÄSTE AUS DEM SÜDOSTEN



4 Aufn.: Karl Franz Klotz
Zeichnungen: Gerhard Stein



STAATSBAD
Salzbrunn

Das Staatsbad Salzbrunn hat ein neues Kurmittelhaus erhalten, das im vergangenen Monat seiner Bestimmung übergeben wurde. In diesem Zusammenhange ist es interessant zu erfahren, daß Salzbrunn zu den ältesten deutschen Ortschaften Schlesiens gehört, ja, daß nach dem Vorbilde dieses Ortes andere Dörfer zu Beginn des 13. Jahrhunderts angelegt wurden. Aber die deutschen Rückwanderer waren nicht die ersten Siedler, die sich von den Heilsschätzen des Berglandes so frühe angezogen fühlten. Schon Wandalen, dieser bekannte ostgermanische Stamm, nützten die am Hellebach sprudelnden Mineralquellen. Bei Umbauten fand man erstaunlich fachkundig angelegte alte Mineralquellenfassungen aus Eichenholz, den Zwischenraum zwischen Fassung und Erdreich sorglich mittels Lette abgedichtet, wie es heute wieder auf Grund uralter Erfahrung von modernen Mineralbrunnenbauern geübt wird. Eine wohlerhaltene, 6,50 Meter hinabreichende Fassung, deren Bearbeitung völlig den wandalischen Brunnen aus Domslau, Wendelborn, Schosnitz und Bieskau gleicht, lag wenige Meter südöstlich vor der Mitte der Brunnenhalle und besaß sogar einen kleinen Treppenzugang aus Steinen. In dem 5 bis 6 Meter tiefen Schacht konnten Opfergaben in Gestalt von zerbrochenen Gefäßen, Pferdeschädeln und tierischen Knochen festgestellt werden. Etwa 200 Meter nordöstlich vom Oberbrunnen, an der Rückseite des Wilhelmshofes, also im Bereiche der Martha-Quelle, wurde eine Spundholzfassung entdeckt. Sie gleicht völlig einer alten Fassung der Wiefauer Heilquelle und vielen Brunnenfassungen in der berühmten Wikingerstadt Haithabu bei Schleswig.

Schon 100 v. Ziv. war das Heilgut der Salzbrunner Quellen bekannt. Diese Erkenntnis erscheint uns um so wichtiger, als immer noch der Glaube herrscht, daß die Römer im Westen den Gebrauch der Mineralquellen und das Bäderwesen überhaupt begründeten. Hier im Osten gebrauchten schon in der Zeit von 100 vor bis 450 nach Ziv. Wandalen die Heilsschätze des Berglandes.

Dr. G e l c h w e n d t.



4 Aufn.: Karl Franz Klofe





Generalmusikdirektor Philipp Wülf



Professor Hermann Abendroth

DAS SCHLESISCHE MUSIKFEST

Jinnerhalb der Bestrebungen zur Konzentration aller politischen und kulturellen Kräfte Schlesiens in eine geschlossene Einheit ist auch das Schlesische Musikfest entstanden. Nach dem Willen seines Schirmherrn, des Gauleiters und Oberpräsidenten Wagner, soll es als die repräsentativste musikalische Veranstaltung des ganzen Jahres unsere eigenen Kräfte in einem besonders erhöhten Rahmen über den gewohnten künstlerischen Tagesbetrieb hinaus zur Geltung bringen und damit auch den Namen unserer Heimat als eines echten Musiklandes über unsere Grenzen hinaus bekannt machen.

Professor Hermann Behr



Das Fest wurde erstmalig im vorigen Jahre in dieser einheitlich ausgerichteten Form in Oberschlesien abgehalten, und in diesem Jahre nun ist Breslau vom 1. bis 4. Juni zum Festort ausersehen. Seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts sieht Breslau als Landeshauptstadt wieder erstmalig ein heimisches Musikfest in seinen Mauern. Mit Ausnahme der verschiedenen Bach- und Regerfeste, die in den Jahren vor und nach dem Kriege in Breslau abgehalten wurden, galten die Görlitzer Musikfeste als sog. »Schlesische« Musikfeste. Unser diesjähriges Musikfest als erstes in Breslau kann daher neben seiner künstlerischen Aktualität auch eine besondere historische Bedeutung beanspruchen, durch die nach einem Zeitraum von dreiviertel Jahrhunderten unsere Stadt auch musikalisch wieder zum Mittelpunkt des künstlerischen Geschehens in unserer Landschaft wird, den sie mit ihrem großstädtischen Kulturleben beanspruchen kann.

Dieser Bedeutung entsprechend hat das Fest eine großzügige äußere und innere Ausgestaltung erfahren. Außer der offiziellen Eröffnungsfeier tritt es mit einem Chorkonzert, zwei Sinfoniekonzerten, je einem Abend für Kammerorchester und Kammermusik und einem Solistenkonzert in Erscheinung. Dazu kommen noch ein volkstümliches Orchesterkonzert in der NSG. »Kraft durch Freude« und ein Sinfoniekonzert für die Hitler-Jugend. Die Hitler-Jugend selbst führt mit ihren Spielcharen eine »Frohe Musik am Morgen« durch, und die Chöre des Deutschen Sängerbundes und des Reichsverbandes der gemischten Chöre tragen den Gedanken des Musikfestes mit einem Morgensingen auf öffentlichen Plätzen in die weitesten Kreise. Gerade mit den letztgenannten Veranstaltungen sind dem Fest Wirkungsmöglichkeiten gegeben, die über die früher üblichen Begrenzungen auf einen nur fachlich interessierten Kreis weit hinausragen.

Der musikalisch künstlerische Gehalt eines Musikfestes pflegt durch die vorgeesehenen Ur- und Erstaufführungen ein besonderes Gewicht zu bekommen. Der weit gespannte Rahmen läßt Versuche zu, Unbekanntes zur Diskussion zu stellen, ohne die Erfolgssicherheit von vornherein dem Publikum garantieren zu müssen. Nach dem Maße dieser Neuererscheinungen richtet sich auch das intensivere Interesse an den Veranstaltungen und die Verantwortlichkeit für das Schaffen der Gegenwart.

Zur Uraufführung an diesem Musikfest kommen zunächst ein Streichquartett des Breslauer Ernst August Voelkel, dessen flüssige Hand für den Kammermusikstil bereits mehrfach bewährt ist, und eine Sinfonische Overture des jungen Augsburger Komponisten H. Röttger, dessen Name hier noch so gut wie unbekannt ist. Eine Feiermusik für Streichorchester von E. A. Voelkel, sowie ein Orgelkonzert des jungen, aus Eger stammenden und in Heidelberg lebenden Sudetendeutschen Karl Michael Komma sind die beiden einzigen Erstaufführungen. Außer Voelkel sind in Schlesiern noch vertreten K. Sczuka mit seiner bekannten und beliebten »Luftigen Overtüre«, Gerhard Strecke mit einer »Sing- und Spielmusik« nach sudetendeutschen Volksliedern »Aus Schlesien« und schließlich Fr. Koschinski mit einer »Spielmusik«. Diese Werke lassen allerdings nicht das eigentliche schlesische Musikschaffen der Gegenwart so erkennen, wie es tatsächlich in seinem bedeutenden Umfange vorhanden ist.

Die beiden großen Exponenten der gegenwärtigen deutschen Musik, Pfitzner und Strauß, finden ihren gebührenden Platz, der gleichzeitig eine Ehrung zur Feier ihrer Geburtstage darstellt. Pfitzners Eichendorffkantate »Von deutscher Seele« spricht in den Versen unseres schlesischen Dichters von den ewigen Werten des Deutschtums. Ihre Aufführung ist ein dem großen Gehalt des Werkes entsprechendes künstlerisches Sonderereignis in diesen Festtagen. Von Richard Strauß hat man einige Besonderheiten ausgewählt, die vor allem den ausgezeichneten Beherrscher der instrumentalen Ausdruckskunst kennzeichnen, wie in der »Tanzsuite« nach Couperin, der artistisch jonglierenden »Burleske« für Klavier und Orchester und dem pompösen, gelegentlich der Einweihung des Wiener Konzerthauses im Jahre 1913 geschriebenen orchestralen Prunkstück, dem »Festlichen Präludium« für Orgel und Orchester, das allein schon in seinem Riefenaufgebot an Musikern etwas Einmaliges ist. Die Jahrhunderthalle ist für die Aufführung dieses Riesenwerkes der rechte imposante Rahmen. Am gleichen Ort wird auch seine Männerchorkantate »Die Tageszeiten« aufgeführt, die den Komponisten von einer bei ihm so seltenen Seite lyrischer Beschaulichkeit zeigt. Das Werk bildet mit seinen Texten nach Eichendorffschen Gedichten ein eigenartiges Gegenstück zu Pfitzners Eichendorffkantate und wird manchen Musikfreund zum Vergleich locken. Georg Schumanns humoristische Variationen für Orchester über »Gestern Abend war Vetter Michel da« sind ein sehr beliebtes Werk geworden. An sinfonischen Hauptwerken erscheinen noch Beethovens »Dritte« und »Ächte«, Schuberts »Unvollendete«, Bruckners »Siebente« und Regers »Mozart-Variationen«. Die übrige Literatur der Solisten- und Kammer-

konzerte ist mit den Namen Mozart, Beethoven, Brahms, Schumann mit meist schon bekannten Werken gekennzeichnet. Nicht zuletzt bestimmt die hochstehende künstlerische Wiedergabe gerade der vielgehörten geläufigen Werke den Sonderheitscharakter eines Musikfestes. Eine besondere Freude ist das Erscheinen von Prof. Herm. Abendroth als Gast neben den eigentlichen heimischen Festdirigenten Generalmusikdirektor Philipp Wüst und Prof. Hermann Behr. Sein klangvoller Name gibt dem ersten Sinfoniekonzert mit Beethovens »Eroica« und Regers »Mozart-Variationen« Glanz und Anziehungskraft. Philipp Wüst leitet die Pfitzner-Kantate, das zweite Sinfoniekonzert und das Konzert im Schloß. Prof. Herm. Behr bleiben die anderen Orchesterkonzerte vorbehalten. Das Vokalquartett enthält Namen von Rang, Helene Fahrni - Sopran, Gertrud Pitsinger - Alt, Kammerfänger Julius Pařak - Tenor und Prof. Fred. Driffen - Baß. Die Pianistin Prof. Elly Ney und der Cellist Prof. Enrico Mainardi sind für Breslau und Schlesien hochstehende feste Begriffe. Von einheimischen Kräften sind nur zu nennen unser ausgezeichnetes schlesisches Streichquartett sowie die Oberorganisten Johannes Pierfig und Gerhard Zeggert. Außer dem Philharmonischen Chor der Stadt Breslau sind für die Aufführung des Männerchorwerkes von Strauß noch die Männergesangsvereine »Waesoldt«, »Breslauer Lehrer«, »Fidelio« und »Motte« hinzugezogen. Diesem bedeutenden Aufwand an Kraft und Willen muß auch eine starke Publikumsteilnahme entsprechen, um das schlesische Musikfest zu dem festen und namhaften Faktor in unserem Kulturleben zu machen, zu dem es bestimmt ist.



Ernst August Voelkel

Gerhard Strecke



Dr. Fritz Koschinski



Karl Sczuka





Der Markt
in Hirschberg



Die Schneekoppe

3 Aufn.: Karl Franz Kl

Jn der kleinen feinen Stadt Hirschberg i. Rfgeb. freut man sich schon heute auf die Juli-Tage. Vom 17. bis zum 23. Juli wird im Riesengebirge die 7. Hirschberger Riesengebirgswoche gefeiert, und man erwartet dazu hohen Besuch. Auch der erste Großdeutsche Reichswandertag wird zu gleicher Zeit in Hirschberg stattfinden. Auf dem Markt vor dem Rathaus, das ein Unterpfand der besonderen Zuneigung des großen Preußenkönigs zu Hirschberg ist, wird man singen und tanzen, und es wird wohl an diesen Sommerabenden keinen Teilnehmer geben, der nicht bei aller Fröhlichkeit und Ausgelassenheit einmal an den Leitgedanken des diesjährigen Festes denken würde: Riesengebirge - deutsches Gebirge.



BAROCK IN SCHLESISIEN



Schloßportal Freudental / Äufn.: Karl Franz Klotz



e in Oels / Äufn.: Franz Fodte

Meistens alles auf der Erden, drauf die Leut' am meisten streben, stehet unter denen Dingen, die sich auf G anheben: GOLD, GELD, GUT, GESCHENKE, GABEN, GUNST, GEWINN, GEWALT, GESCHICKE, GLAUBE, GLIMPF, GESUND, GEWISSEN und mit einem Worte: GLÜCKE, will sich alles drunter stellen. Wann zu diesem zu sich zählet GOTT mit seiner GNAD und GÜTE, weiß ich nicht, was GUTES fehlet.

Friedrich von Logau



Säule in Fulnek / Aufn.: Karl Franz Klofe



2 Aufn.:
Franz Klofe

KAMPF UM BIELITZ



Die Bielitser deutsche Volksinsel besteht heute aus den Städten Bielitſ und Biala und einem Kranze großer und dichtbevölkerter Dörfer. Ihre größere Hälfte liegt im Teschner Schlefien, die kleinere östliche in dem alten schlesischen Herzogtum Aufschwitz, das heute einen Teil der Wojewodschaft Krakau bildet.

In ihrem Siedlungsgange vom 13. Jh. bis in die Gegenwart ist die Bielitser Insel durchaus ein Stück des schlesischen Raumes und macht dessen Entwicklung Zug um Zug mit. Davon soll in den folgenden Zeilen die Rede sein, die so zugleich einen Abriss der Bielitser Deutschumsgeschichte geben.

Die Bielitser Insel liegt am Nordrande der Beskiden und reicht nördlich eben noch an den pontischen Löſgürtel heran, der, an dieser Stelle besonders schmal, von Galizien nach Schlefien hinüberführt. Bis ins 13. Jahrhundert war das Gebiet bewaldet. Dann wurde die Grenzzone zwischen Löſ und Gebirge zum Hauptentfaltungsbereich der mittelalterlichen Kolonisation in Schlefien. Der breite Strom der deutschen Waldhufendörfer drang seit dem Beginn des 13. Jahrhunderts vom Erzgebirge herüber in die Sudeten und nach 1260 vom Kuhländchen über den Nordostzipfel Mährens und das nördliche Teschner Schlefien nach dem südlichen Pfeffer Lande und weiter, mit einem kleinen Sprunge über die Weichsel, nach Bielitſ und in das Herzogtum Aufschwitz. Zwischen 1300 und 1326 werden die meisten Dörfer der Bielitser Insel erstmalig genannt, sie sind aber wohl einige Jahrzehnte älter. 1312 tritt auch die Stadt Bielitſ auf. In ihren Lebensformen entspricht die Volksinsel vollkommen der gebirgsschlesischen Art. Die Dörfer sind große Waldhufensiedlungen - besonders gut ausgeprägt z. B. bei Altbielitſ, Kurzwald und Kunzendorf (Lipnik) - mit schönen Bauernhöfen, ursprünglichen Blockbauten und Schrotholzkirchen, deutschem Rechte, schlesischer Mund- und Stammesart. Die Stadt Bielitſ, aus dem Mutterdorf Altbielitſ herausgeschnitten, zeigt das normale klare ostdeutsche Schachbrettschema. Sie hatte wohl, so wie die anderen Städte des Teschner und Aufschwitzer Herzogtums, Löwenberger Recht, und aus der Umgebung dieser zweitältesten Stadt Schlesiens mag auch ein Teil der Siedler gekommen sein. Mit 76 Bürgerhäusern gehörte Bielitſ zu einem in Oberschlefien verbreiteten Mitteltypus deutscher Städte. Es war wohl wirtschaftlicher Mittelpunkt der deutschen Dörfer, aber doch nur eine wenig bedeutende Ackerbürgerstadt wie viele andere. Stadtwald und Viehweide spielen in den Freibriefen bis ins 16. Jahrhundert hinein die Hauptrolle.

Das 14. Jahrhundert war die deutsche Zeit Oberschlesiens. Das 15. und 16. aber brachte, wie an der ganzen deutschen Ostfront, so auch hier einen bösen Rückschlag. Das gute deutsche Recht der Kolonisten wurde vernichtet, der deutsche Bauer in die Hörigkeit hinabgedrückt. Auf Kosten der Bauernhöfe entstanden in eigener Regie bewirtschaftete große Adelsgüter, auch in der Bielitser Insel z. B. in Altbielitſ, Kurzwald, Maſtdorf und Kunzendorf. Der größte Teil der vorgeschobenen deutschen

Siedlungen wurde polonisiert. Erst jetzt wurde Bielitſ zur ausgesprochenen Volksinsel, während es bei seiner Gründung nach dem Westen zu locker mit dem geschlossenen schlesischen Stammlande verknüpft war. Die Osthälfte der Insel fiel mit dem Herzogtum Aufschwitz 1454 an Polen. Aber die Sprachinsel hielt sich deutsch, und damit konnte auch Bielitſ als einzige Stadt des östlichen Oberschlesiens sein Deutschum ungeboren bewahren. Dadurch verschob sich sein Verhältnis zu den benachbarten Städten gewaltig. Es stand neuen deutschen Kulturzuflüssen in ganz anderem Maße offen als die polonisierten Nachbarorte.

Das 15. und 16. Jahrhundert brachte ein starkes Aufblühen der Städte, in Schlefien unter anderem gekennzeichnet durch die Ausbreitung der Tuchmacherei. Sie konnte im östlichsten Schlefien nur in dem deutschen Bielitſ stärker Fuß fassen. Die Organisation der Tuchmacherzunft, die Nichtdeutschen den Zutritt verwehrte, leitete 1548 einen neuen wirtschaftlichen Aufstieg und ein starkes Wachstum der Stadt ein. Auch die anderen Zünfte ließen sich jetzt ihre Privilegien verbriefen. Neben der alten Innenstadt entstanden, vor allem seit der großen Ausfiedlung von 1572, Vorstädte als Hauptſitze des Handwerkes. Ihre zunächst minderberechtigten »Mitbürger« erkämpften sich allmählich die rechtliche Angleichung an die brauberechtigten »Bürger« der Altstadt. Die Tuchweberei setzte auch die deutschen Dörfer der Umgebung in Nahrung, die das Wollspinnen zu besorgen hatten.

Auch die Reformation fand in Bielitſ eine besondere Pflegeſtätte. Im 15. Jahrhundert hatte die Stadt nur eine bescheidene Anzahl von Hörern an der Universität Krakau gestellt, die damals als Bildungsſtätte fast allein in Frage kam. Zwischen 1550 und 1630 aber, wo als evangelische Universität Frankfurt an der Oder maßgeblich war, übertraf hier Bielitſ an Zahl seiner Studenten alle anderen Städte Oberschlesiens weit, ebenso in der Stellung evangelischer Geistlicher für die deutschen und polnischen Dörfer der Umgebung.

Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts setzte allenthalben in Schlefien, und namentlich im Gebirge, eine neue deutsche Siedlungswelle ein; freilich nicht mehr mit freien Bauern, sondern mit vom Gutsherrn abhängigen Gärtlern und Häuslern. Die Bielitser Volksinsel beteiligte sich daran, indem sie im Süden Ableger in die Beskiden hinein entsandte, die »Waldstreifendörfer« Lobnitſ, Ohlisch, Deutsch-Bistrai und andere, heute nicht mehr deutsche. Auch die alten Waldhufendörfer wurden durch die Schaffung zahlreicher Kleinstellen entlang des Dorfbaches gestärkt; die Bewegung dauerte das ganze 17. und 18. Jahrhundert hindurch an.

Alle diese Siedlungsbewegungen bewirkten seit der Mitte des 16. Jahrhunderts eine Festigung des deutschen Charakters der Insel. Er wurde auch durch politische Veränderungen unterstrichen. 1526 kam das Gebiet mit dem übrigen Schlefien an Österreich. 1564 bis 1572 löste sich die Bielitser »Minderstands-

herrschaft« vom Herzogtum Teschen los. In dem neuen Miniaturstaate bildeten die Deutschen etwa zwei Drittel der Bevölkerung und die deutsche Amtssprache wurde wieder eingeführt.

Die strenge Durchführung der Gegenreformation nach dem Dreißigjährigen Kriege vertrieb die evangelischen Bürger in Scharen aus Schlesien und ließ überall jenseits der Grenzen gegen die Lausitz, Brandenburg und Polen neue Tuchmacherstädte entstehen. Damals wurde jenseits des Bialabaches, in unmittelbarer Nachbarschaft von Bielitz, aber schon im polnischen Staate, der Grund zu der Schwesterstadt Biala gelegt. 1667 wurde hier die Tuchmacherzunft begründet, wenn auch die formelle Stadtrechtsverleihung erst 1723 nachfolgte.

Einen neuen Auftrieb gewann die neuzeitliche Siedlung in Schlesien durch die Herrscher des aufgeklärten Absolutismus in Preußen und Osterreich. Friedrich der Große legte mit Auswanderern aus dem Dorfe Seibersdorf östlich Bielitz 1770 die Weberkolonie Anhalt bei Pleß an. In der Mitte der Bielitzer Insel wurde 1787 bis 1792, als ihr jüngstes Dorf, die große Häusleriedlung Alexanderfeld auf dem Boden aufgelassener Meierhöfe errichtet.

Die Angliederung Galiziens an Osterreich vereinigte 1772 die beiden Hälften der Volksinsel wieder, die über 300 Jahre voneinander getrennt gewesen waren. Biala wurde 1789 von Josef II. zur königlichen Freistadt erhoben und aus dem Dorfe Kunzendorf ausgegrenzt. Die günstigen Abfußmöglichkeiten nach Osten brachten um die Jahrhundertwende einen letzten großen Zuzug von schlesischen Tuchmachern, der durchaus in einer Linie steht mit der gleichzeitigen Textilwanderung aus Schlesien und Posen nach Kongresspolen. Noch handelte es sich um rein handwerklichen Betrieb, um die letzte große Blütezeit der Zunft.

Dann erreichte die vom Westen heranrollende Welle der Maschinenindustrie Bielitz. Auch sie wurde durch eine neue Zuwanderung gefördert, zwar nicht durch eine geschlossene Kolonisation, aber durch eine Auslesewanderung von Industriepionieren. An die Tuchfabriken schlossen sich Maschinenfabriken und andere Zweige an. Es begann das schnelle Wachstum der beiden Städte im Bialatal und ihre Verschmelzung zu einem einzigen Wirtschaftskörper. Nur wenige der alten Meister vermochten den Übergang zum Fabrikbetriebe zu vollziehen. Die anderen stellten das erste,

höchstqualifizierte Arbeitermaterial der Industrie. Daneben wurden mehr und mehr die deutschen Dörfer in die Entwicklung einbezogen, die Häuslerschicht in ihnen vermehrte sich gewaltig und wandelte sich in den Arbeiterstand, der teilweise auch die politische Führung gewonnen hat.

Bis 1870 etwa war diese ganze Entwicklung eine rein deutsche. Dann konnten die Dörfer der Insel dem wachsenden Bedarf an Arbeitskräften nicht mehr genügen, an ihre Seite trat die polnische Umgebung, vor allem seit dem Bahnbau von 1878 die armen Gebirgsdörfer der Beskiden. Zunächst blieben die Polen, die besonders die Stellen der ungelerten Arbeiter besetzten, noch in ihren Heimatdörfern wohnen und fuhren nur täglich oder wöchentlich in die Stadt. Mehr und mehr aber gelangten sie dazu, sich in der Peripherie der Städte und in den umliegenden Volksinseldörfern anzukaufen. Die Sonderstellung Galiziens (1869) gab den Polen in der Bialaer Hälfte der Volksinsel die politische Herrschaft, der Umsturz von 1918 auch in der schlesischen. Damit wurde die Zerschlagung des Deutschtums behördlich organisiert. Neben der polnischen drängte die Unterwanderung durch die Ostjuden mehr und mehr in die Städte. Nach dem Weltkriege haben die Juden die größere Zahl der Fabriken in die Hände bekommen. In Biala-Kunzendorf sind die Deutschen heute schon in die Minderheit geraten, in Bielitz (samt dem 1938 eingemeindeten Alexanderfeld) halten sie den Polen und Juden eben noch das Gleichgewicht.

Heute zählt die Volksinsel etwa 35 000 auf engem Raume zusammengedrückte Deutsche. Von ihrer starken, im 19. Jahrhundert aufgebauten kulturellen Rüstung sind nur noch Teile erhalten. Das reichgegliederte höhere Schulwesen wurde von den Polen zerschlagen, nur ein staatliches Gymnasium mit deutscher Unterrichtssprache, aber meist nichtdeutschen Lehrern, besteht noch, als einzige seiner Art im Staate. Bielitz besitzt das einzige ständige deutsche Theater in Polen, ist Vorort der deutschen Turnvereine des Staates und Ausgangspunkt der jungdeutschen Bewegung. Auch sonst konnte es auf Grund seiner älteren deutschen Kulturentwicklung den jungen deutschen Gauen Polens manche Hilfestellung geben. Der Kampf von Bielitz um seine deutsche Art hat sich gerade in den letzten Jahren zunehmend verschärft und ist nun durch den Eintritt Polens in die Front der Gegner des Reiches in ein kritisches Stadium getreten.

Die Stadt Bielitz



SOMMERTAGE IN WILMESAU

VON HERTHA STRZYGOWSKI

An die weißgetünchte Blockhütte, in der ich in Wilmesau immer wohne, schließt sich rückwärts gegen die ansteigenden Felder zu ein kleiner, stiller Hausgarten an. Gemüse und Küchenkräuter wachsen da auf kurzen, schmalen Beeten, manch Heilkräutl wird hier sorgsam großgezogen. Hohe Georginen und Sonnenblumen wuchern den grüngrauen Lattenzaun entlang und schließen mit ihrer bunten Uppigkeit diesen verträumten Platz von der Außenwelt ab. Nur die Südseite ist freier, über wellige Felder geht der Blick weit bis an die zartblauen Berge.

In diesem stillen Gärtlein male ich eine junge Wilmesauer Frau im Festgewand. Anna Bittner »schreibt sie sich«, aber »das Linkusch=Nuscha« heißt sie im Dorf, denn einer ihrer Vorfahren war ein linkischer, ein Linkspeter.

Nun, das Linkusch=Nuscha ist sehr stolz, daß sie gemalt wird, und so auf dem Bilde bis »uff Wien« oder weiß Gott wohin in die weite Welt kommen kann. Deshalb macht es ihr auch nichts, durch das ganze lange Dorf laufen zu müssen, um »vom End«, wo ihre schöne Wirtschaft neben denen anderer reicher Bauern liegt, bis zu mir »underm Pusch« zu gelangen. Täglich kommt sie diesen weiten Weg angerannt, atemlos, verschwitz, schwer losgerissen von ihrem Tagewerk. Aber sie ist noch so erfüllt davon, mit allen Gedanken noch so sehr bei den letzten Handgriffen in ihrer Wirtschaft, daß sie, während sie in der kleinen Stube die Alltagstracht ablegt, in innigster Sorge nur von ihren zurückgelassenen Schweinen, Kühen, von Ernte und Wetter spricht. Mit jedem Stück, das sie dann von dem kostbaren Festgewand anlegt, mit jedem kritischen Betrachten im Spiegel wird sie stiller und ernster, als wäre es eine Entweihung, in diesem schönsten Gewand, das nur bei höchsten kirchlichen Festen angelegt werden darf, an so weltliche Dinge zu denken. Wenn dann das spitzenbesetzte weiße Schleiertuch in großen ruhigen Linien ihre Gestalt verhüllt und all die farbige Pracht nur noch ahnen läßt, ist für sie aller Alltag versunken. Im blumenduftenden Gärtlein steht sie nun stolz und feierlich da, mit gefalteten Händen, wie es diese Festtracht erheischt; ihr Antlitz, vom Gegenschein der übersonnten Blumen umspielt, leuchtet in kostbarsten Bernsteinfarben vor einem tiefblauen Sommerhimmel. Nur kurze Gespräche unterbrechen die bienendurchsummte Stille, sie ändern nichts an dem feierlich veronnenen Ausdruck ihres Gesichtes. Stunden vergehen in ungestörter Arbeit. Plötzlich wird die Frau da vor mir unruhig, wie ein Tier, das seine Zeit gekommen fühlt. »Išta mü eche gejn die Küh verrichta«, sagt sie, oder »iša kummt dar Klopp¹⁾ hajm«. Alle Sorge um Haus und Hof wird jählings in ihr wach. In besorgter Hast geht sie in die Kammer, ungeahnt schnell werden die Prachtgewänder mit der Alltagstracht vertauscht. »Do kumm eche murn wejder, Frau«, ruft sie mir noch rasch im Davonlaufen zu.

Aber nicht immer bleibe ich mit der Freude auf den nächsten Tag zurück. Denn manchmal sagt sie zum Abschied zögernd und verlegen: »Murn wirđs nej gejn, Frau, murn wan wir en Homer drajscha« oder »Mürn mü eche Ärpln kläun²⁾«.

An diesen Tagen, an denen ich schweren Herzens die Arbeit unterbrechen muß, besuche ich in den nachbarlichen Wirtschaften alle Bauern und Bäuerinnen, die mir seit Jahren gut Freund sind. Oder ich gehe ins »Mittelduöf« zum Marktplatz. Dort liegen, »uff a Ring« wie sie sagen, ringsum in den kleinen Häusern all die Geschäfte des Dorfes: der Bäcker, der Fleischer, der Konsumladen, drei Schenken und sogar eine Apotheke. Gemeindeganzlei und Schule beschließen den Reigen. Um den heiligen Josef in der Mitte des Platzes warten die Fuhrwerke jener Bauern aus der Umgebung, die im Kratschen, im Gasthaus ihre Geschäfte besprechen und abwickeln. Da und dort stehen in bunten Gruppen vier, fünf Frauen in weisfaltigen Röcken und großen Kopftüchern eng beisammen. Im singenden hohen Tonfall ihrer »Wimesöer Müttertsproch« geht die Unterhaltung so laut und eifrig, daß man denken könnte, sie zanken und keifen miteinander. Erst in der Nähe merkt man, daß sie ganz friedlich von Dingen des täglichen Lebens reden oder sich die letzten Neuigkeiten mitteilen.

Gern warte ich vor der Dorfschule, wenn mittags die helle Glocke Schulschluß kündigt und all die blonden, pausbäckigen Mädels und Buben, ein buntes Schulränzlein auf dem Rücken, im Hausflur mit einem sitzamen Knicks und einem zahmen »Dowidzenia Pani³⁾«, sich von ihrer polnischen »Schulerin⁴⁾« verabschieden, um, kaum dem Zwang entronnen, sich in der fettigsten Wilmesauer Mundart Neckworte zuzurufen und im Nu wieder echte Wilmesauer »Buwa und Maikas« zu sein...

Oder ich gehe an der alten, dunklen Holzkirche vorbei auf den Friedhof, lese auf verwitterten Holzkreuzen und neuen goldgezierten Steinen die gleichen deutschen Namen, die genau so wie einstens vor langen Zeiten heute noch im Dorf geläufig sind: Bittner, Rosner, Fox, Nickel, Schneider...

Manchmal komme ich in entlegene Gegenden dieses ausgedehnten Dorfes, zu den »dreiza Hitta« oder »uf der Sög«, komme zu lindenumwachsenen Gehöften, die mir noch fremd sind, zu Hütten, da Frauen am Ziehbrunnen mir starr entgegensehen oder die Arbeit im Gärtlein lassen und halbversteckt im grünmoosigen Zaun stehen, erwartungsvoll, mißtrauisch. »Ein fremder Mensch?« fragt ihr Blick. »Vielleicht die neue Schulerin, - oder ein Besuch des Herrn Postmeister« raunen sie. Vorsichtig und doch herausfordernd grüßt mich ihr »Dobre wieczór, Pani!⁵⁾« Aber an Haltung und Gebärden, an Gesichtsschnitt und Mienenspiel erkenne ich die echte Wilmesauerin und antworte fröhlich: »Gütan Oewyd, Muhm!« Durch diesen Gruß in ihrer Mundart werden die Erstarrten lebendig! »Gütan Oewyd« grüßen sie nun auch, lassen die Arbeit stehen und kommen neugierig näher. »An wo gejt ihr, Muhm, wo wo fejt ihr, Muhm, an wos mocht ihr do« ... überfallen sie mich mit ihren Fragen. Bald haben sie herausgefunden, daß ich »die Bow, wos mölt« bin; ja, von der haben sie drinnen, »uf a Ring« schon gehört! Und da ich ihnen nun in ihrer »Muttertsprache« Rede und Antwort stehe, sind die Frauen, für die eine eingehiratete Polin für alle Zeit die Fremde und samt ihren Nachkommen immer

»das Pöla« bleibt, von einer grenzenlosen Zutraulichkeit. Ich spüre, daß ich gleich zu ihrer Freundschaft gehöre, und erst nach langen vertrauten Gesprächen, nach einem »Goots Noma, an kummt wejder, Muhm«, kann ich meiner Wege gehen.

Auf den Rainen und Wiesen zwischen den Wirtschaften hüten die ganz Alten, die im Ausgedinge leben, in stummem Gleichmut ihre Kuh. Ein großes buntes Tuch über der Frauenhaube überschattet ihre schmalen runzeligen Gesichter, die in seltsamer Schönheit an vertraute altdeutsche Meister gemahnen. Sie tragen fast durchwegs alte, ärmliche Kleidung, denn sie haben mit der Wirtschaft den Töchtern fast alle ihre Schätze an Kleidern und Tüchern übergeben. Aber wenn sich das derbe selbstgewebte Leinenhemd verschiebt, leuchten auf der eingefallenen Brust dunkel und geheimnisvoll fünf Reihen Bernstein, von Urahnen als Talisman ererbt und nie abgelegt, von den Jungen der modernen Korallen wegen verschmäht.

Man kommt schwer in ein Gespräch mit diesen ewig mißtrauischen Alten, all mein Wilmesauerisch entlockt ihnen kaum ein paar einfilbige Antworten. Noch niemals ist es mir bisher gelungen, eine von diesen Alten zu zeichnen; von Anfang an stehen sie da mit eingezogenem Daumen »als Schutz« vor dem bösen Blick, für alle Versprechungen haben sie nur ein ablehnendes »Wos full mer dos!«

Wenn es Abend wird, wandere ich am liebsten auf die Felder und Raine, die von den Gehöften des Dorfes fast strahlenförmig zu den umliegenden Dörfern führen. In einem leuchten warmen Licht reihen sich Wiesen und Felder, Teiche und Wälder bis an die sanft verlaufenden Berge, die im weiten Bogen dies wellige Land umschließen.

Hirten ziehen mit ihren Kühen die Raine entlang bis zur Dorfgrenze, singend und Schritt für Schritt, um erst in tiefer Dämmerung heimzutreiben. Ihre lustigen und traurigen Lieder klingen auf und verwehen, vermengen sich mit dem Lachen der tollenden Kinder und den Zurufen der Frauen, die da und dort in Kartoffel- und Rübenfeldern arbeiten, zu einer einzigen Melodie des Lebens. Das Dorf liegt still und verlassen da. Aus dem hohen Fabrikschlot, der wie ein finsterner, einsamer Wächter im Westen steht, quillt dicker schwarzer Rauch. Hoch über dem allen ziehen goldene leichte Abendwolken.

Unter den Hirten, den jungen und den alten, habe ich manchen Freund. Lieder und Weisen habe ich von ihnen gelernt, lustige Schwänke und Sprüche haben sie mir nur so um die Wette erzählt. Jeder hatte da seine besondere Liebhaberei. Von den »alten Zeiten« konnt mir wohl am besten der alte Vater Krista berichten. Denn er ist »a güttä Kop« und hat sich gemerkt, was Vater, Großvater und die Nachbarn an langen Winterabenden erzählten, damals, als er ein kleiner Junge war vor langer, langer Zeit.

Etliche Jahre sind es nun her, da ich ihn auf so einem Abendgang durch die Felder zum erstenmal traf. Er war weit draußen, beim weidenumwachsenen »schauiga Taichla«⁶⁾, bei dem es spuken soll, wie mir alle warnend versicherten. Nun, die eigenartige Gruppe, die ich dort traf, sah fast wie ein kleiner Spuk aus. Stolztiert da auf diesen tiefergelegenen versteckten Feldern ein Storchenpaar geruhsam um den Teich, und knapp daneben, als gehörten sie zusammen, weidet ein kleines altes Männle drei schöne Kühe, ein Kalb und ein schwarzes Schaf. Es hält seine Tiere an einer schweren, leise klirrenden Kette, sie zerran ihn bald nach links, bald nach rechts, so daß er oft taumelt; er aber geht, als spüre er nichts und singt mit zittriger Stimme ein altes Wilmesauer Liebes-



lied. Er ist so vertieft und selbstvergessen, daß er kaum merkt, wie ich dastehe und zuhöre. Erst nachdem er mit all den vielen Strophen fertig ist, kehren seine abwesenden Augen zurück, neugierig musternd sehen sie mir unter dem großen zerdrehten Hut entgegen. »Gütan Oeyd«, grüßt er und sucht die Tiere, die ihn nun ganz eingekreist haben, zu bewältigen. »Gütan Oeyd«, sage ich näherkommend. »Seid ihr die Frau, die was malt, die was bis aus Wien gekommen ist?« fragt er mit gespanntem Gesicht und einem tadellosen Hochdeutsch. Ja, die bin ich und er? Nun, er ist der Krista-Johann, wie er sich schreibt, der Schlosser-Jaschki, wie er gerufen wird. Oh, er war auch in Wien, wie er jung war, wie überhaupt viele Männer aus Wilmesau, alle gingen sie hin, um ihr Handwerk auszulernen, die Schneider, Schuster, Tischler, Sattler. Das waren Zeiten! Da hat man was gesehen und gehört von der Welt und etwas gelernt; da war man nicht so eingeschlossen im Land wie jetzt. Jetzt könne er nichts als zu Hause hocken und Kühe hüten und weben. »Weben«, frage ich und sehe verlonnen südwärts den Bergen zu, wo eine schwere Rauchschwade über der fernen Fabrikstadt liegt, »weben, das tun Vater und die Brüder auch«. »Hi, hi«, hichert er und folgt meinem Blick, »in einer Fabrike wohl, so Tuchweber, Schwartlige⁷⁾, also. Aber ich, wißt ihr, Frau, ich bin a Leineweber! echter Leineweber! A Wanzkapocher⁸⁾ wie die Schwartlige spotten. Aber a Webstuhl hab ich, a guten, alten, nicht so ein eisernes Fabrikgeklapper!« Den Vater Krista hat die Erzähllust seiner Vorfahren gepackt, er mag gar nicht aufhören. »Kummt morgen wieder«, bittet er zum Abschied. So manchen sommerlichen Abend treffe ich ihn auf den Rainen, er winkt schon von weitem mit seinem Peitschenstiel. Immer wieder hat er eine Geschichte für mich bereit, einen lustigen Schwank oder ein altes Lied, knüpft da an einen Menschen, dort an ein Ding oder an ein Stück Landschaft an und weiß eine Geschichte. Er ist ganz glücklich, daß er so aus dem Vollen erzählen kann, und ich kann nicht genug bekommen von all diesen drolligen Geschichten. Als die letzten treiben wir das Vieh in tiefer Dämmerung heim, die Felder sind still und verlassen, und im Dorf vor uns blinkt da und dort schon ein Lichtlein auf; aus vielen kleinen Hütten steigt der Rauch. Still und groß steht der Mond, der treue Wächter.

An einem Regentag, an dem die ersten Herbststürme über das Dorf toben und alle Felder menschenleer sind, besuche ich den Krista in seinem Haus. Es ist noch eines von den ganz alten Häusern aus dicken braunen Balken, mit einem hohen Strohdach. Das rundbogige Tor führt in den schmalen Flur, der das

ganze Haus teilt. Rechts davon liegen Stall und Kammer, links eine einzige große Stube. Da steht gleich beim Fenster, fast ein Viertel der Stube einnehmend, ein alter hölzerner Webstuhl. Es ist ein ganzes Gebäude, braun und wurmföchtig. Seltsam ergriffen betrachte ich dies Ungetüm: auch meine Vorfahren saßen an so einem Webstuhl und webten Tag ein Tag aus, Jahr für Jahr ihre Tuche. »Hier wurde immer nur Laimet gewirkt«, versichert der Vater Krista stolz in meine Gedanken. Freilich, jetzt ist sie nicht mehr so schön und fein wie früher. Fast verschämt streifen seine alten, gekrümmten Finger über die aufgezoogene Kette, zupfen da und dort etwas zurecht. »Schön ist sie jetzt nicht, die Laimet¹⁾, aber halten tut sie!« Ich muß das derbe, graue Leinen befühlen, das er eben zu weben begonnen hatte. Und dann webt er mir ein Stück vor; eilig schießt das Schifflein durch die Kette, der ganze Webstuhl ächzt und stöhnt und wackelt. Wie er da so in seinem Webstuhl sitzt, mit glücklichem Gesicht und zärtlichen Augen, sein alter gebrechlicher Körper fast schmiegsam alle Bewegungen des Stuhles mitmacht, da wirkt er wie ein Stück desselben, ist mit ihm zu einem Ganzen verwachsen. Der Webstuhl klappert und stöhnt und ächzt, das Schifflein schießt gleichmäßig hin und her, er merkt kaum, daß ich ihm zusehe, ist ganz in diesen Arbeiterrhythmus eingesponnen. »Wißt ihr, Frau«, sagt er dann so im Weben, »denken läßt sich dabei so verschiedentliches« Und webt und webt.

Seine Tochter kommt in die Stube, mit dem kleinen Urenkel, dem Frana²⁾, auf dem Arm. Sie reicht das lachende, rotwangige Kind dem Alten zu, der setzt es vor sich mitten auf was Du willst!« »Da, da, da«, jauchzt der Junge mit dem kleinen Kerl vergnügt und hascht verlangend nach dem Schifflein, »da, da!« »Du«, sagt der Alte zum Urenkel, zärtlich und beschwörend, »Du wirst auch weben, Du! Du weißt schon, was Du willst!« »Da, da, da«, jauchzt der Junge mit dem Schifflein in der Hand. »Weben«, sagt die Tochter achselzuckend zu mir, »weben, wozu? Im Laden bekommt man nun alles so schön weiß und billig, sie verlohnt sich nicht, Frau, die Arbeit.« Vielfachend blickt der Alte mich an. »Seht«, sagt er mit traurigen Augen, als die Tochter wieder aus der Stube geht, »so reden die Jungen. Die wollen nur alles ganz fein kaufen, und aus der Fabrike muß es sein. Die wissen ja kaum noch, wie gut und schön sie war, die selbstgewirkte Laimet.« Bedrückt schüttete er mir nun sein altes, sorgenvolles Herz aus: »Die Fabrike«, sagt er und deutet zum Fenster, wo hinter Bäumen und Dächern der hohe dunkle Schlot sichtbar wird. »Die Fabrike ist der Taiwoll! Alle Jungen rennen hin, nur Geld verdienen, seidene Fäden kaufen, wie sie es bei den Polen dort sehen; und die Männer – laufen, laufen. So richtig sitzen, arbeiten, plagen, daß es zum notwendigsten Leben reicht, das wollen sie nicht mehr. Lieber noch handeln! Das ganze Jahr. Aber nicht mehr wie früher mit dem selbstgewebten Leinen, jetzt ist es ihnen gleich, ob mit Kohle oder Quark, mit Butter, Holz oder Hühnern. Hauptsache ist Geld einnehmen, gut leben, viel trinken! Als ob das schon etwas wäre! Früher sind sie wohl viel in der Welt herumgekommen, aber doch nur zu bestimmten Zeiten, und wenn sie zurückkamen, galt es wieder nur Arbeit und einfachstes Leben. Im Dorf blieb alles ruhig und beim guten alten. Sie hatten draußen in der Welt etwas gesehen und gelernt, trotzdem aber blieb es hier wie es bei den Eltern und Großeltern gewesen und wie es immer und für alle gut war. Jetzt, wo sie das ganze Jahr hindurch nur so in die nächsten Städte flitzen, ist alles unruhig. Der eine sagt, so ist es recht, der andere so. Jeder will es besser wissen. Die Alten fragen sie nicht mehr viel, ob es recht ist und wie es früher war. Von den Maikas gibt es schon einige, die

kommen in den neuen seidnen Fäden zur Kirche, daß man nicht weiß, ist es eine Wilmesauerin oder eine Polin. Sie schauen auch nicht mehr so darauf, ob ein Deutscher ihr Freier wird oder ein Pole, Geld, Geld muß er haben. Vielleicht werden sie eines Tages nicht mehr die Alten fragen: »Wie ist es recht und wie war es immer?« Vielleicht werden sie eines Tages nicht mehr wimöserlich ihre Muttersprache reden wollen. Was wird da warda?« Verloren und vergrämt sieht er vor sich hin, die Hände liegen müde im Schoß. Dann aber setzt er mit einem tiefen Seufzer seinen Webstuhl wieder in Bewegung. Das Schifflein schießt gemächlich hin und her, der alte, getreue Webstuhl klappert und ächzt in allen Fugen. Im Gleichtakt dieser Melodie bewegt und strafft der Alte seinen Körper, ein still zufriedenes Lächeln breitet sich langsam über sein faltiges Antlitz. Die neue Welt und ihre Sorgen scheinen versunken. Wahrscheinlich denkt er sich wieder »so verschiedentliches«, der Vater Krista



¹⁾ Klopp, vom poln. chłop = der Bauer, der Mann. ²⁾ Morgen muß ich Kartoffel klaben. ³⁾ »Auf Wiedersehen, Fräulein« (polnisch). ⁴⁾ Lehrerin. ⁵⁾ Guten abend, Frau (polnisch). ⁶⁾ Beim schaurigen Teich. ⁷⁾ Spottname für Tuchweber. ⁸⁾ Spottname für Leineweber. ⁹⁾ Leinwand. ¹⁰⁾ Kofewort für Franz.



V O N A L F R E D B Ö N S C H

Tuerste, hub der ehrfame Färbermeister Siegfried Gottlob Bretttschneider zu Steinau an der Oder an und blickte seine Frau Gemahlin aus treuen, braunen Augen an, ich habe gestern abend im »Grünen Zeisig« lang und breit mit dem Chirurgus Neuenberger über deinen Fall gesprochen und dabei beschlossen, dich im Monat Julius ins Bad zu bringen. Der gute Doktor hat mir die Vorzüge des lieblichen Altwasser mit lebhaftester Beredsamkeit auseinandergesetzt und deine völlige Genefung in Aussicht gestellt. Auch der Tischlermeister Hanke aus Polkwitz, der gestern im »Grünen Zeisig« einkehrte, erzählte mir, daß seine Frau daselbst von einem ganz ähnlichen Leiden kuriert worden sei. - Mein Plan ist gefaßt. Am ersten Julius in aller Frühe geht es los, der kleine Eduard fährt mit, ich selber bringe dich auf Jeremias Rotlaufs Fuhre hin und hole dich am Monatsende wieder ab - gesund und frisch, so Gott, der Herr, es will.

Frau Juliana Christiana seufzte ein wenig und blickte ihren Mann aus treuen, blauen Augen an. Ja, vielleicht war diese Badekur das sicherste Mittel, um wieder ganz gesund zu werden. Und gesund und munter mußte sie in ihrem großen Haus schon sein, wenn alles richtig gehen sollte. Was war ein Leben ohne die Gesundheit wert?

Der Meister hatte den Fleischhauer Jeremias Rotlauf gebeten, er möge ihm die Fuhre leihen, und bereitete alles für die Abreise vor. Er nahm den Altgefellen Tobias her und mahnte ihn, er solle ja für Ordnung sorgen und die Meisterstelle würdevoll vertreten. Er solle die Zeuge wacker färben und richtig vergrünen lassen und den Papp gehörig richten. Und er solle den Kunden artig gegenübertreten und ihnen ausrichten, daß der Färbermeister in drei Tagen wiederum daheim zu sein gedenke. Und er solle von dem Juden Elias Ezechiel drei Kilo Indigo behalten, so dieser etwa während seiner Abwesenheit durchs Steinauische käme. Und er solle einem wandernden Handwerksburschen den Zehrpennig geben, so etwa einer darum vorspreche, und ein halbes Roggenbrot dazu. Und er solle vor allem auch ein Auge auf den Kindern haben, auf der kleinen Rosina Elisabeth und dem Christian Friedrich, damit sie ja den Küpen nicht zu nahe kämen und auch sonst keine Dummheit machen. Denn die Mamfell Josefa sei ein wenig alt und diesen Krabben nicht mehr ganz gewachsen. Und zu der Köchin sagte der Meister, sie solle am ersten Julius Kartoffeln und Milchsuppe, am zweiten schlesisches Himmelreich und am dritten Grüze mit Rindfleisch kochen und die Lehrjungen gut beforgen.

Die Meisterin Frau Juliana Christiana aber sagte zu der Köchin, sie solle diesen ganzen Monat über tüchtig fein, das Haus gut sauberhalten und die Mannsleute fein verpflegen. Und sie solle ab und zu im Garten etwas jäten und den jüngsten Lehrling reichlich gießen lassen, so der Himmel solches nicht besorge. Und sie solle auch den Gimpel in der Volière nicht vergessen, denn du vertrittst mich jetzt, Charlotte, denke dran und lebe wohl!

Und lebt wohl, ihr Kinder, kleine Rosina Elisabeth, und du, Christian Friedrich, seid artig und folgt der Josefa! Und auch du, Josefa, bleib gesund und Gott befohlen!

Am ersten Julius des Jahres 1815 nachts um zwei Uhr fuhr der Fleischhauergefelle Johann Ephraim mit dem Wagen vor, der Meister lud das Gepäck auf, half seiner Gattin und dem jungen Eduard auf den Sitz und kletterte am Ende selber hinterdrein. Ein Hahn krächte irgendwo, der Kater der Mamfell Karline Weißhaupt saß auf dem First und machte grüne Augen, und aus dem Ofen des Bäckermeisters Schilgebaum kräufelte sich ein blauer Qualm in den fahlen Nachthimmel. Durch eine Luke im Zaune gaffte Barthel Gohl, der Bäckerlehrling, der am Ofen wachen sollte. Als ihn der Meister Schilgebaum so stehen sah, kam er dahergeschlichen, packte ihn mit einem bösen Grunzen am Genick und schob ihn weg, um selber durch die Lücke herzuschauen. Grüß Gott, Herr Nachbar, gute Reise und ein frohes Wiedersehen!

Der Mond verfilberte die schlafgefangene Stadt, im Osten dämmerte ein lichter Schein, als Meister Siegfried Gottlob seine Fahrt begann. Die Pferde trabten auf der leidlich guten Straße munter fort, der Meister kutschierte, die Meisterin zog den Zipfel ihres Umschlagtuches über ihren Mund, um sich der Nachtluft zu erwehren, und der dreizehnjährige Eduard schlummerte trotz des Holperns wieder ein. Bald schwand die altfürstliche Stadt Steinau aus den Blicken, der lästige Mahlfand der steinauischen Gegend ward allmählich feltner, Roggen- und Weizenfelder begleiteten die Chauffee, und die Kartoffeläcker schienen eine gute Ernte zu versprechen.

In Lefchwitz machte der Färbermeister Station, legte den Pferden ein Gebündel Heu vor und ließ sich drei Portionen Kaffee bringen. Es war ein sonniger Morgen, die Späßen balgten sich zwischen den rauchenden Rosäpfeln, die Ämseln hockten auf den Kirschenzweigen, die Schwalben segelten durch die Lüfte und schossen zwitschernd durch die Kuhstallfenster, aber aller Vogelfang war für den Meister wenig im Vergleich zu einem

Liede, das zu einem munteren Trommelschlag gepfiffen ward. Hörst du, Juliane? In Lefchwitz sind drei Blaudruckereien, und heute reiben sie gerade ihren Indigo. Gib acht, Eduard, hörst du das Trommeln der Stäbe, mit denen sie das Pulver von den Bechenrändern klopfen? - Trink aus, Junge, wir müssen weiter!

Ach, der gute Färbermeister! Die trommelnden und pfeifenden Blaudrucker von Lefchwitz stimmten ihn wohl etwas weich, warum drängte er denn so zur Weiterreise? Und wischte er sich wirklich nur einen Schweißstropfen von der Stirne?

Um zehn Uhr langte die Fuhr in Mertschütz, zwei Meilen hinter Parchwitz, an. Hier machte der Meister Mittag und bestellte im Gasthof „Zum geschwänzten Affen“ Bratkartoffeln und Knackwurst. Frau Juliana hatte wenig Hunger, aber Eduard ließ sich das Essen schmecken. Meister Siegfried Gottlob sah besorgt zum Fenster hinaus, der Himmel hatte sich mit Wolken überzogen, die ersten Spritzer klatschten an die Scheiben, guter Gott, und Jeremias Rotlauf hat uns seine Wagenplane ja nicht mitgegeben!

Draußen regnete es immer mehr, das letzte Fleckchen Blau verschwand am Himmel, und die drei Badereisenden machten trübe Mienen ob der Aussicht, nun ein Bad im Regen nehmen zu müssen. Eine abominable Affäre, aber man mußte nach Altwasser.

Da erhob sich ein Bäuerlein vom Nebentisch und sprach den Färbermeister also an:

Herr Nachbar, wollet Ihr mit meiner Wagenplane vorlieb nehmen, so verfüget über sie. Ich wohne im nahen Birkenheide, eine knappe Meile von hier. Gebt sie auf Eurer Herfahrt nur wieder im »Geschwänzten Affen« ab, ich werde sie dann bei Gelegenheit schon holen.

Gott lohn Euch Eure Hilfe, lieber Mann, sagte darauf der Färbermeister und drückte dem guten Bauern die Hand. Dann gingen die beiden Männer hinaus, der Bauer löste seine Plane von dem Wägelchen und reichte sie dem Meister. Der hielt den wackern Mann am Armel fest und sagte:

Verstattet mir, daß ich Euch zum Zeichen meiner Dankbarkeit ein kleines indigoblaues Schnupftüchlein schenke, das ich selbst in meiner Blaudruckwerkstatt gefärbt habe. Ich bin nämlich Färbermeister.

Oh, sagte der Bauer erfreut, das sah ich schon an Eurer Kostümierung, insonderheit der feinen Weste. Ich danke Euch und wünsch Euch eine gute Fahrt.

Die beiden Männer befestigten die Plane auf des Meisters Fuhr, dann setzte man die Reise fort. Gegen die dritte Stunde des Nachmittags kehrten sie zu Striegau im »Roten Hirschen« ein und nahmen einen Imbiß zu sich. Der Wirt sah das freundliche, aber leidende Gesicht der guten Frau Juliana Christiana und fragte voller Anteilnahme nach dem Ziel der Reise.

Altwasser? Oh, da kann ich Euch mit gutem Rate dienen. Seht nur, meine Frau, Gott hab sie selig, hat dort auch die Kur gemacht. Da nehmt nur bei dem Schneidermeister Hinzemaier ein Logis, der Mann ist mir sehr gut bekannt, beruft Euch nur auf mich, ja, ja. Ihr kennt Altwasser noch gar nicht?! Hm. Ferdinand, hol die Mappe hinterm Ofen her, die mit der roten Schleife, so. - Da seht her. Hier ist noch ein alter Prospectus von Altwasser. Da seht Ihr das Panorama des Ortes, gefällt es Euch? Ja, diese hohen Berge und die schönen, grünen Wiesen, da hinten muß Waldenburg liegen. Hier seht Ihr die Badegebäude, da die Brunnenhäuser, und das alles sind Promenaden, da könnt Ihr Euch ergehen, liebe Frau. Und Musik gibt es auch. Zu meiner Zeit spielten zehn Mann. Es wird

Euch schon gefallen. Und helfen wird es auch. Woran leidet Ihr denn, wenn die Frage erlaubt ist?

Meine Frau klagt über die Brust, sagte der Meister, und der Wirt schlug ein Blättlein im Prospectus weiter. Hört nur, was für Krankheiten in Altwasser kuriert werden, hier stehn sie alle aufgezählt, es sind freilich manche unverständliche Namen darunter, aber seid gewiß, das Leiden Eurer Frau Gemahlin ist bestimmt dabei. Die Medicusse drücken sich nur so gelehrt aus. Ich habe leider kein Französisch und Latein gelernt, sonst wüßt ich Euch genau zu sagen, was sie beispielsweise mit - äh . . . Affectiohns fa - poräufes meinen. Und so weiter.

Der Wirt wendete wiederum ein Blatt und sagte: Hier habt Ihr gar die Geschichte von Altwasser. Da könnt Ihr lesen, daß der Ort ein gar mildes Klima hat und schon Anno 1357 als . . . äh . . . wieder so ein französisches Wort . . . Anti - qua - qua . . . qua . . . äh, Antiqua aqua bezeichnet ist. Ja, so berühmt und altertümlich ist das liebe Dorf. Sechs Quellen gibt es dort, man nußt sie zum Baden und Trinken. Es sind kohlenäurehaltige und erdig-salinische Stahlquellen. Versteht Ihr? Kohlenäurehaltige, erdig-salinische Stahlquellen. Ja, ja. Das muß ja gut sein, das hört man schon. Der Oderbrunnen ist schon Anno 1646 gefaßt worden, denkt Euch nur, so eine alte Einfassung! Und dann habt Ihr noch den Georgebrunnen und den Friedrichsbrunnen und die anderen Brunnen. Da müßt Ihr vielleicht immer abwechselnd aus einem Brunnen trinken, an jedem Wochentage aus einem ganz bestimmten. - Ja, und jetzt müßt Ihr noch ein Wörtlein über die Naturschönheiten und die Sehenswürdigkeiten von Altwasser hören. Ihr dürft ja nicht veräumen, einmal in den Fuchsstollen einzufahren. Das ist ein unterirdischer Kanal, der zweieinhalb-tausend Meter weit in den Berg hineinführt. Anno 1792 angelegt. Da fließt das Grubenwasser ab, denn in Altwasser wird Steinkohle abgebaut, das wißt Ihr wohl. Nicht weit vom Eingange steht das Gasthaus »Zur Schiffahrt«. Am Mittwoch und Sonnabend dürfen die Fremden auf kleinen Kähnen in den Berg hineinfahren, das ist einzigartig, veräumt es nur ja nicht! Und auf dem Rückwege fahret nicht an Fürstenstein vorbei. Seht Euch auch den Pfeil an, den ein Baschkire vor drei oder vier Jahren in die Decke der Rüstkammer geschossen hat. Ach, überhaupt Fürstenstein - so etwas Wunderbares gibt es wohl in Eurer Gegend nicht? Je nun, erwiderte der Färbermeister dem gesprächigen Wirt, die Steinauer Gegend ist nicht von den unrichten, nur haben wir halt gar so vielen Mahlland, der tut der Landschaft vielen Abbruch, weil er unbebaut ist. Der Oderfluß ist freilich eine gewaltige Sehenswürdigkeit, er könnte zu großem Comaerich dienen, doch leider wird er kaum benutzt . . . Aber verzeiht, wir müssen weiter. -

Um sechs Uhr abends langte der Färbermeister in Freiburg an, anderthalb Stunden darauf am Ziele der Reise. Mit halb zerschlagenen Knochen kletterten die armen Reisenden unter der klatschnassen Plane hervor und standen erstaunt vor dem Badegebäude. Da kam ein junger Mensch daher, der sagte, er stünde zu ihrem Befehle, und führte sie zu dem Badeinspektor. Mit diesem hielt der Meister eine Viertelstunde Rat, darauf brachte er die Fuhr unter, suchte den guten Schneidermeister Hinzemaier auf und nahm daselbst Logis. Nach der weiten Reise durch das regnerische Land sank alles schnell in tiefsten Schlaf.

Am nächsten Morgen nahm Frau Juliana Christiana das erste Bad. Eine ganze Stunde lang schlenderte der Meister Siegfried Gottlob mit dem kleinen Eduard vor dem Badehaufe auf und

ab und sah mit Sehnsucht auf die Tür. Eine ganze Stunde sollte sie baden, hatte ihr der Badearzt und Hofrat Stelling verordnet. Auf dieser leidigen Fahrt war auch die alte Wunde am Arm wieder ausgebrochen, Gott gebe, daß nun alles gut wird, der Arm und die Brust. Um elf Uhr erschien Frau Juliana Christiana endlich, »mein Gott«, sagte sie, »das war eine schlimme Affäre. Es hat mir die Brust zusammengezogen, daß ich fast die Leine mit der Glocke gezogen hätte. Aber ich habe mich beherrscht. Es ist mir ganz gut bekommen, der Badediener meinte, am Anfang sei die Reaktion gewöhnlich etwas heftig, das werde sich aber legen. Und jetzt bin ich hungrig, du auch, Eduard, gelt?«

Nach dem Mittagessen nahm der Meister herzlichen Abschied von seiner Gattin und fuhr mit Eduard zurück. In Mertschütz übergab er dem Wirte des »Geschwänzten Affen« die Wagenplane, in Leschwitz kehrte er in später Stunde ein, brach vor Tagesgrauen wieder auf und langte am dritten Julius wohlbehalten, wenn auch wie gerädert, in seinem heimatlichen Haus zu Steinau an.

Der Altgefell berichtete, daß nichts weiter vorgefallen sei, der Jud Elias sei noch nicht durchgekommen, nur ein Tippelbruder habe vorgeschlagen, und an Aufträgen sei dies und das eingegangen. Und Mamfell Josefa? Waren die Kinder artig? Was ist denn? Warum weinst du? Wie -?

Ja, sie könne nichts dafür, sie habe gerade mit der Mamfell Karlina gesprochen, da sei es geschehen. Die Kinder hatten in der Regentonne einen eroffenen Sperling gefunden, den wollten sie feierlich beerdigen, Rosina Elisabeth sagte, es sei ihr Kind, sie müsse jetzt ganz traurig sein, so wie die Meisterin über den armen, kleinen Daniel Gottlieb, und Fritz Schilgebaum war auch dabei, der ist schuld daran, der sagte, Rosina, du kannst ja gar nicht trauern, du hast ja keinen schwarzen Schleier, aber vielleicht können wir einen färben. Hat denn deine Mama keinen Brautschleier? Und da liefen die Kinder

in die Oberstube und kramten heimlich den Brautschleier der guten Frau Juliana Christiana aus der Truhe und tauchten ihn in die Küpe, um einen Trauerschleier daraus zu machen, und jetzt ist er hin, huhuhu... -

Der Meister ward über alle Maßen traurig. Der Brautschleier zum Trauerschleier umgefärbt und ein verstoffener Spaß... sollte das ein Zeichen des Schicksals sein? Frau Juliana Christiana im Bade?! Der Arm, die Brust, die Schwäche?! Mein Gott im Himmel, wenn ich jetzt nur bei ihr sein könnte! Eine entsetzliche Unruhe quälte ihn, aber er beschloß, von diesem Vorfall nichts an seine Gattin zu berichten, er schrieb nur einen Brief mit belanglosen Dingen, sie fehle ihm sehr, aber es gehe alles gut. Gib mir bitte bald Nachricht!

Ach, er mußte lange auf die Antwort warten. Der vierzehnte Julius nahte heran, es war der Hochzeitstag des Meisters. Da wollte er seiner Gattin etwas Gutes tun, er horchte herum, ob jemand ins Waldenburgische fahren wolle, ja, der Kommissionsrat Köchler werde am dreizehnten nach dem Bade Salzbrunnen reifen, er sei bereit, ein Paket mitzunehmen. Und da packte der Meister Birnen, Gurken und Knackwürste ein, legte Gartenblumen obenauf und tat ein wunderschönes neues Leinentuch hinzu, auf dem er seine jüngste, selbstgeschnittene Model abgedruckt. Das alles nahm der Kommissionsrat nach Salzbrunnen mit und schickte es von da mit einem Expresen nach Altwasser. Vier Tage später kam endlich die Antwort: Vielen, vielen Dank, mein lieber, guter Mann! Es geht mir gut, sei ruhig und frohen Mutes. Das Wetter sei herrlich, täglich höre man Musik im Kurpark, man promenierte, trinke und bade und finde charmante Gesellschaft, drei französische Musjehs seien hier, die viel zur Unterhaltung beitragen, außerdem ein polnischer Graf, der sich freilich etwas abseits halte. Der Arm sei wieder zugeheilt, diesmal wohl für immer, die Brustkrampfung scheine sich zu lösen, der Hofrat sei sehr zufrieden, die Kur schlage an, so Gott es will, liebe Frau,





Zeichnungen: Gerhard Stein

brauchen Sie überhaupt nicht mehr zu medicinieren, so sagte er wörtlich zu mir. Der Schneidermeister Hinzlmaier sei ein höchst verträglicher Mann, imgleichen seine Frau, man fühle sich dort wohl. Aber einen kleinen Vorfall will ich Dir noch schnell erzählen, es wird hier viel darüber gelacht, ich finde freilich, es ist ein wenig Herbitheit dabei, ein bißchen Tragik, aber es ist sehr, sehr menschlich, es betrifft nämlich einen älteren Herrn von anscheinend nicht so übler Kondition. Er weilt seit zehn Tagen am hiesigen Ort, gebraucht die Quellen und liebt die Geselligkeit. Leider ist er mit einem Ubel behaftet, das nicht zu den angenehmsten gehört, wenn man dies überhaupt dies von einer Krankheit sagen darf. Der Herr Hofrat sagt, er leide an Flattulenz oder Tympanitis, was in der ordinären Sprache Blähfucht bedeute. Diese äußert sich in Bauchgrimmen, Schwindel und Atembeschwerden, und wenn die Blähungen abgehen, so molestiert dies freilich die Atmosphäre auf eine peinliche Art. Dergleichen passierte dem Herrn einigemal im Brunnenhause, wo wir in losen Gruppen zu sitzen und zu plaudern pflegen. Nun, wir wissen alle um das Ubel des armen Mannes, er selber aber hat sich ein schlaues Mittel zurecht gelegt, um sich von der Gesellschaft nicht absondern zu müssen. Er hat einen gescheiten Pudel bei sich, der immer hinter seinem Stuhle liegt. Wenn ihm nun das besagte Malheur passiert, wendet er sich zu seinem Hunde und ruft mit gut gespielter Entrüstung: Aber Rollo, Rollo, schämst du dich denn nicht? Darauf pflegt der Hund mit eingezogenem Schwanz zur Tür hinauszuschleichen, wobei er seinen Herrn mit schuldbehafter Miene anblickt. Nach einiger Zeit kehrt er zurück, der Herr entschuldigt seine (nämlich - des Hundes) Conduite und sagt, er sei ihm sehr treu, und er könne sich trotz dieses Fehlers nicht von ihm trennen. Der gute Herr glaubt nämlich, die übrige Gesellschaft merke nicht, wer der Urheber der wirklich degoutierenden Vapeurs sei. Und natürlich besitzt jeder Delikatesse genug, dies nicht zu verraten. Vorgestern nun geschah es, daß der Herr sich wiederum mit dem zitterten Rufe zu seinem Hunde wandete,

um dem Tiere die Schuld an seiner Affektion zuzuschreiben. Zu seinem allergrößten Schrecken aber mußte er sehen, daß der Pudel gar nicht hinter seinem Stuhle lag. Da erkannte er, daß man ihn durchschaut haben müsse, verließ eiligst das Brunnenhaus und wollte abreißen. Wir lachten alle herzlich, ich spürte freilich auch ein wenig Mitleid mit dem armen Herrn. Es gelang der Überredungsgabe des Herrn Hofrats, ihn zur Fortsetzung der Kur zu bewegen, aber er ist seitdem recht scheu und geht den Zeugen jener peinlichen Szene aus dem Wege. Nun alles Gute und auf ein frohes Wiedersehen in zwei Wochen. Viele Grüße an die Kinder und die andern alle, Juliana Christiana, deine treue Gattin. - An dieser Stelle brechen leider die Aufzeichnungen ab, die der wackere Blaudrucker Siegfried Gottlob Brettschneider von der Badereise seiner teuren Gemahlin Juliana Christiana Brettschneiderin und vielen anderen Ereignissen seines Lebens hinterlassen hat.

Soweit folgen wir dem wackeren Färber und Blaudrucker Siegfried Gottlob Brettschneider zu Steinau in seinen Aufzeichnungen von der Badereise seiner teuren Gattin Juliana Christiana. Wir können annehmen, daß er am Ende des Monats wiederum von Steinau nach Altwasser fuhr, die genesene Gemahlin herzlich in seine Arme schloß und auf der holprigen, zerfahrenen und gewundenen Straße glücklich heimbrachte. Er verzeichnete diese Badereise und vieles andere aus seinem Leben in einem großen Buche, das er seinen Nachfahren überließ in der Hoffnung, es werde edelndenken und gewissenhaften Lesern noch eine Freude verursachen oder einen Gram stillen, wenn seine Hülle längst vermodert sei. Diese Hoffnung hat sich erfüllt. Wie würde sich der Färbermeister freuen, wenn er wüßte, daß diese Nachwelt ehrfürchtig genug gewesen ist, nach einem mühseligen und gewissenhaften Quellenstudium aus seinen treuherzigen Notizen eine kurze Historie zu fertigen, die von dem Urenkel des Siegfried Gottlob Brettschneider, dem Breslauer Zeichner Gerhard Stein, bebildert worden ist.

Königsfängen

V O N M A R I A S T O N A

Maierenluft, rau und herrlich. Schlefische Maierenluft. Schlefische Maierenluft. Herbgrün die Saaten, braunes Ackerland dazwischen. Die ersten Rübenblättchen kriechen scheu aus der Erde. Etwas Mildes, Weiches haben allein die langen Halme des Roggens. Wenn der Wind über sie streicht, schimmert es weiß vom Rücken des Feldes. Ein Wogen und Schweben, Heben und Neigen, im Auf und Nieder, milchgrün der Sonne entgegenreifend, die hinter Wolken steckt.

Der Wald in dunkelfatten Massen, nur die Eichen am Rande in hellem Grün. Der Bergeszug im Süden blau den Himmel begrenzend und bekränzend. Über dem Fluß schwebt ein Reiher mit breitem, schwerem Flügelschlag - oder ist's eine Möwe? Dort, wo das Wehr am hellsten leuchtet, wie ein schräggehaltener Silber Spiegel, kreist der Reiher unermüdlich, die Ufer durch seinen Flug verbindend, ein graues Pendel, von unsichtbarer Hand gehalten.

Auf dem Berge rastet die alte Windmühle, seit Jahrhunderten immer wieder neu geflickt. Links liegt der Meierhof.

Wie wir aufwärts steigen, hebt sich die Landschaft unter dem Berges Rücken, es ist, als tauche sie empor, nicht als stiegen wir hinan.

Erst sieht man die Spitzen der Essen, brauner Rauch flutet über sie hin - dann Häuser und Hütten, die ganze rauchgeschwärzte Fabriksgegend.

Ein Hohlweg führt hinter dem Meierhofe auf eine flache Straße. Die Dorfhäuser verstecken sich zur Rechten hinter blühenden Apfelbäumen; eines blickt mit einem einzigen großen Fenster hervor. Strohgedeckte Hütten. Vorn an der Straße eine Ziegelei. Gelbe Lehmziegel zum Trocknen aufgeschichtet, junge Gänse mit grauem Federflaum über den weichen Gliedern am Rain. Aus Baumgewirr die Spitze der Dorfkirche, die im Tale liegt. Und nun übersehen wir die Weite.

Tief unten in launischem Bogen und Gekräusel die Oder, ein Stück Land umschlingend, als wollte sie eine Insel aus ihm formen.

Auf dieser Wiese, die in ihrer Umarmung ruht, findet das Fest statt, dem wir entgegenstreben. Wir sehen in der Tiefe ein Gewirr von Menschen, kleinen dunklen Ameisenflecken mit lichten Pünktchen, die Köpfe bedeuten, und roten und blauen Farbflecken, die von Frauenkleidern schimmern.

Ein Hin- und Herfluten Vieler. Andere stehen und bilden dunkle Mauern oder Wälle. Rufe, Schreie schallen herauf - Stimmen, die sich zu Wellen vereinen...

Das Kreisrund der Menschen umgeben braune, weißgefleckte Rinder, die ungestört auf der Wiese weiden, nahe dem Fluße, achtlos der Menschen.

Wir kommen näher. Vier Burfchen überholen uns, sie schreiten die Straße plump herab. Ihre Füße sind verbogen von der Arbeit im schweren Eisenwerke.

Frauen mit Kindern auf dem Arme begegnen uns; Musikanten, die schweigenden Instrumente in der Hand haltend, lustwandeln auf der Dorfstraße.

Einer Häuserwand entlang geht der Weg zum Flusse. An den Ufern, die jedes Jahr überschwemmt werden, staut sich die Menge, Bier und Zigarren werden verkauft - ganz besonders Zigarren. Einige Radler stehen da in roter Mütze und rotweiß gestreiftem Ruderhemd über der Leinwandhose.

Wenig Bauernvolk, viel echte Städter aus der großen Fabrikstadt. Damen in den schönsten Hüten mit roten Blüten darauf und in weißen Sonntagskleidern.

Über den Fluß haben die Fischer einen Steg gebaut, drei Bretter auf leichten Pfählen, zwei gespannte Seile dienen als Geländer.

Der Steg schwankt und bebt unter den Tritten der Wandelnden. Eine dünne Kette von Menschen spannt sich immerfort über ihn hin. Am Ufer steht die Fischerin und heimst den Brückenzoll ein, zwei Kreuzer per Kopf. Sie hat beide Hände voll zu tun, sie schreit, sie warnt, sie zankt, sie schickt die Mehrzahl jener, die hinübergehen wollen auf den Kahn, den ihr Mann leitet, denn niemand will auf das Boot - sie aber fürchtet für die dünnen Pfähle des überlasteten Stegs.

Viele wollen an ihr vorbeischieben ohne zu zahlen, sie reißt diesen am Rock - hält jenen am Ärmel - ruft dem Dritten ein Mahnwort zu und blickt dem Vierten lachend entgegen. In einem Knäuel von Menschen steht sie - zankend - hadernnd - und doch voll Jubel über den Erfolg, die Ernte des ganzen Jahres, mit rotbrennenden Wangen. Ein Betrunkener kommt an ihr vorbei: »Bruder! Her mit zwei Kreuzer!« ruft sie.

»Ich zahl' nix«, sagt er schmunzelnd - glücklich sieht er aus - »ich bin ein armer, lediger Mann...«

»So holt Euch eine Braut!« lacht sie und läßt ihn frei durch. Jetzt bleibt er stehen, schwankend, das glückselige Gesicht mit der langen Nase vor sich senkend. Seine Rechte hebt er. Welch eine fürchterliche Hand. Mit Werkzeugen statt Fingern, schwarz, wuchtig, riefenhaft und ungelenkig - der Daumen mit dem schwarzen Nagel ist blutrot und krümmt sich langsam über die Handfläche. Die Linke hält er vor sich, wie im Ruhen. »Wo hast Deinen Daumen?« fragt ihn einer. Ein breiter roter Querschnitt bezeichnet die Stelle, wo er gewesen. Der Betrunkene lacht: »Weggebissen hat sie mir ihn - die Maschin' -« sagt er. Dann schwankt er in seiner Festesfreude weiter.

Drüben auf der Wiese ordnet sich die Menge, wohl dreitausend Menschen. Viele sitzen, Scharen stehen, ganz vorn schimmert ein roter Fleck von der Wiese, wie eine Mohnblüte, ein Kind im roten Röckchen.

Beide Ufer umsäumt die Menge. Das Warten wird ungeduldiger, man fragt, wann das Fest beginnt. Viele wollen fort, die seit 3 Uhr dastehen - seit drei Stunden. Die Dorfstraße wird nicht leer. Die Fischerin schreit, heift, erntet unaufhörlich.

Ein Mann mit einem Räubergesicht kommt in ihre Nähe. »So hilf mir doch!« ruft sie, »zeigst Dich gar nicht!« - Jetzt nimmt auch er die 2-Kreuzer-Lösung entgegen.

Einer will am Rückweg nicht zahlen. »Halt!« ruft sie, »am Rückweg müßt Ihr wieder zahlen«. Da greift er mißmutig nach der schmutzig-ledernen Geldtasche. Einen Kreuzer legt er ihr auf die Hand -. »Nein - zwei!« ruft sie. Da holt er den zweiten und geht schimpfend weiter.

Endlich hallt Musik vom Dorfe. Eine Bewegung regt sich in allen Gruppen. Ein Aufsehen, Vordrängen, ein Schwingen der Massen. »Sie kommen!«

Alles drängt der Straße zu. Hier nahen sie - ein langer Zug. Voran die Neugierigen, die im Dorfe gewartet hatten im Durcheinander schwarzgekleideter Männer, Burschen und Kinder - dann eine lichte Prozession.

Hoch über allen Köpfen schwankt eine Blumenkrone, auf blumenumwundenem Stab getragen. Durch die Maienkrone schlingt sich ein blaueisenes Tuch, dessen Enden flattern.

Die Krone schwebt näher wie von Musik getragen, denn ihr voran schreiten die Musikanten, diesmal mit schreienden Instrumenten.

»Heil Dir im Siegerkranz«, blasen sie, und die Blumenkrone schwebt näher auf ihrem hohen Stab.

Ein Leuchten und Schimmern um sie her.

Sie ist von Jungfrauen umgeben, deren eine den Stab in ihren Händen hält und mit unendlicher Weihe, als trage sie das Allerheiligste des Lenzes, voranschreitet, langsam, gemessen. Ihr folgen zu zweien in einer langen Schar die weißgekleideten Brautjungfern der Maienkrone, die ihren König suchen gehen...

Und die Krone mit den Jungfrauen, von den lockenden Tönen der Musik geleitet, schwebt durch die Scharen der Neugierigen, die sie in zwei dichten, schwarzen, buntgesprenkelten Reihen umschließen, und ihr nachstürzen.

Und die Krone schwebt weiter. Jetzt schwebt sie die Böschung nieder - jetzt schwebt sie über den Fluß.

Und die Jungfrauen, nun einzeln schreitend, in ihren breiten weißen Gewändern wie von Flügeln getragen, gleiten ihr nach, eine nach der andern - und als sie über dem grünen Boden des jenseitigen Ufers sich hebt, schreitet nach ihr den schwankenden Steg die Reihe der Jungfrauen, wie weiße, gleitende Perlen auf eine dunkle Schnur gereiht, indes die Musik im Boote des Fährmannes steht und weiter spielt, während seine Ruder sie über den Strom tragen.

Dieser Augenblick ist von höchster Weihe - Minuten unbeschreiblicher Schönheit - ein Bild würdig des Hubert van Eyck, legendenhaft erinnernd an die Anbetung des Lammes auf der grünen Wiese, von so unendlicher, frommer Einfalt. Der Zauber der Vergangenheit leuchtet von ihm wieder - das Märchen wird lebendig - der tiefe Sinn des Volksspieler schließt seine geheimnisvollen Augen und blickt uns mit fagenumschlungener Reinheit entgegen.

Die Jungfrauen, die über den Strom hinschreiten, das Allerheiligste tragend, des blühenden Lenzes Krone, die ihren König sucht...

Auf der Wiese drüben beginnt das Spiel. Die Maienkrone wird in die Erde nahe dem Fluß gestemmt auf ihren Stab, das Tuch flattert von ihr - das Volk bildet eine breite Gasse - und durch diese Gasse laufen aus gebührender Entfernung Bauernburschen auf ungefattelten Pferden herbei und hauchen nach dem lockenden Tuch.

Der es fängt, schwenkt es jubelnd vor dem seligen Volke. Dreimal hebt der waghalsige Ritt aufs neue an, und der das

Tüchlein beim letztenmal erhascht, kehrt nicht wieder um, sondern jagt sein Pferd weiter, dem Fluß entgegen, denn es gilt das Tüchlein in seinen Fluten zu netzen.

Die anderen jagen ihm nach, denn erst jener ist Sieger, der es ihm entreißt und es selber in die Fluten taucht.

Ein Kampf beginnt, der nächste entreißt es und senkt es in den Fluß.

Ein jubelnder Schrei - und Johlen und Rufen - eine Freude, als wäre dem Volke ein Herr erstanden. Er springt vom Pferd, das allein seinen Weg weiter findet, ihm wird die Maienkrone aufs Haupt gesetzt - er ist König geworden, Maienkönig. Die Jungfrauen umgeben ihn.

Der Zug bewegt sich wieder, der König, die Blumenkrone auf dem Haupte über seinem kleinen grauen Hut, schreitet zwischen drei Jungfrauen dahin, den leeren, blumengeschmückten Stab trägt das Mädchen zur Linken. Ihr Antlitz leuchtet, ihr goldenes Haar, in enge Flechten aufgesteckt, schimmert, wie aus Holz gezimmert. Zur Rechten des Königs schreiten die beiden Ehrenjungfrauen der Krone. Und hinter ihnen der lichte Zug der schreitenden Mädchen, die dem Sieger folgen. Wieder schreiten sie über den Steg des dunklen murmelnden Wassers.

Als sie das Ufer betreten, ruft der König herrisch: »Musik!«, und die Kapelle formt sich vor ihm und spielt einen Siegesmarsch.

Und jubelnd zieht der König, von den weißgeflügelten Jungfrauen geleitet, von den Scharen seines Volkes gefolgt, dem Dorfe zu.

Auf den Wiesen drüben und hüben wirbelt's und kribbelt's durcheinander, ein Menschenameisenhaufen. Dämmerung sinkt nieder. Da lösen sich von den Böschungen und Wiesen, auf denen sie bisher friedlich gegrast, die braungefleckten Rinder mit den schmalen Hörnern, den steifen Rücken und den unbeholfenen Füßen, und jedes betritt den Pfad, den es allabendlich zur gleichen Stunde schreitet, die einen drängen durch die Menge, die kaum zurückweicht, die andern treten plump fogleich ins Wasser und schreiten mit erhobenen Köpfen, Kuh wie Kalb, durch die rieselnde Flut.

Da sie an den Steg kommen, stutzen sie wohl, das ungewohnte Hemmnis erkennend, doch fogleich streben sie weiter, zwischen den Pfählen hindurch, keines wendet den Schritt. Und sie steigen ans Land, jedes genau an der Stelle, wo es die Gewohnheit führt, unbekümmert um die noch stehenden Menschen, ohne Blick für sie, ohne Angst vor ihnen, gutmütig ausweichend, wo ein Durchdringen unmöglich.

Durch den Festesjubel ziehen die Rinder ihren gewohnten Weg, als wären sie das Ewige hier, das Unerlöschliche, das seit Jahrhundert altes Recht wahr, dem alle Königsspiele nicht mehr gelten als das Spiel der Mückenschwärme im Sonnenglanz.

So ziehen die Rinder in ihren Stall. Der König aber zieht ins Dorf mit seinen 22 Jungfrauen und seinen ungezählten Anhängern. Und ein volles Jahr währt seine Königswürde. Da ist er der Herr im Wirthaus, und alle Geigen und Trompeten gehorchen ihm und er darf sie bezahlen.

Die Neugierigen aber, die aus der Umgebung herbeigeströmt sind, dem Feste des »Königsfangens« beizuwohnen, gehen enttäuscht auseinander, sie erwarteten etwas viel Besonderes, Seltameres. Denn die Menschen, die solche tiefe geheimnisvolle Schönheit erfassen können, die durch die Jahrhunderte grüßt mit goldenen Blicken, solche Menschen sind selten - im Mittelalter hießen sie Memling und van Eyck - wie heißen sie heute?

ODERKREBSE

Krebse, Krebse, nichts als Krebse, schimpfte der Kammerdiener und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Terrine klirrte und die Messer hüpfen. Der Teufel hole das miserablige Zeug! Wie ist es denn bei euch in Sagen? Müßt ihr auch alle Tage diesen Plunder fressen?

Leider ja, gab der Heiduck zurück, der mit seinem Herzog auf dem Schlosse Carolath zu Besuch weilte, und ich erkläre euch, ich habe sie auch satt bis hierher!

Damit fuhr er sich mit der Hand unter dem Kinn über den Hals und riß die Augen so wild auf, als wolle er den andern verschlingen.

Mon dieu, flötete die Zofe, die in diesem Augenblick in der Tür erschien, Ihr wollt euch doch nicht etwa aufhängen?!

Nein, sagte der Kammerdiener des Fürsten von Carolath, aber er hat die Krebse satt bis dahinaus -.

Oh - ich auch, zirpte die Zofe und verdrehte die Auglein, die haben wir ja alle satt.

Nun, begann der Kammerdiener wieder, mir kommt ein Gedanke. Ihr sagt, auch bei euch seien alle des Zeuges schon überdrüssig. Das ist gut. Wir machen eine Petition an Seine Majestät, damit wir von den Krebsen befreit werden. Ich hole Schnurstracks Tinte, Feder und Papier und setze den Text auf, und ihr alle unterschreibt! Schluß mit den täglichen Krebsen!

Ja, Schluß mit den täglichen Krebsen, donnerte der Heiduck. - Ja, Schluß damit, zwitscherte auch die Zofe. . .

Also Schluß damit, sagte der König Friedrich II. und setzte seinen Namenszug unter die Order, laut welcher die Herren ihren Dienern nur zweimal in der Woche Krebse aufzischen sollten, um den dégoût der Leute nicht gar zu sehr zu reizen.

Tja - das waren damals Zeiten!

Die Oder steckte voller Krebse, das Wriegener Bruch brachte Unmengen zutage, sie krabbelten in allen Löchern umher, man konnte sie fuderweis zusammenlesen, die Marktkörbe barsten, sie waren billig wie der Sand am Meer, es gab Krebse zum Odervollschütten. Zweimal in der Woche karrten lange Wagenzüge mit frischen Fischen und Krebsen von Wriegen nach Berlin, die Bruchbewohner schickten ihre Krebse und Hechte, Aale, Lachse, Zärten, Quappen und Neunaugen in alle Himmelsrichtungen, nach Sachsen, Bayern, Böhmen, Schlesien und Thüringen, ja, bis nach Italien. . . Aber dann - ihr habt ja in der Schule sicherlich gehört, daß der große König das Oderbruch trockenlegte und eine Provinz im Frieden gewann. Und nachher wurde der Strom immer mehr begradigt, das war für die Krebse nicht so günstig, sie gingen etwas zurück, sie stiegen aber dafür im Preise und in der Wertschätzung, und schließlich brach eine Seuche unter ihnen aus, die räumte ziemlich auf, um die Jahrhundertwende muß das gewesen sein. Aber ausgestorben sind sie nicht, im Gegenteil, sie vermehren sich wieder, der Krebsbestand nimmt zu, überzeugt euch im Laden - die Oderkrebse sind wieder da. Es lebe der Oderkrebs - wenn er tot ist!

Ohne die geringste lokalpatriotische Befangenheit unserer Geschmacksknospen stellen wir fest, daß der Oderkrebs zu den besten seiner Gattung gehört. Er übertrifft an Wohlgeschmack die mairischen und polnischen und die Krebse aus den meisten andern deutschen Flüssen. Das liegt wohl an der Eigentümlichkeit der Oder, die ja auch eine besondere Erscheinung unter den deutschen Flüssen ist.

Natürlich muß der Krebs richtig zubereitet werden, und die Zubereitung ist freilich eine Wissenschaft für sich. Die leidenschaftlichen Feinschmecker haben es darin zu einer großen Fertigkeit gebracht, sie richten eine Brühe her, die sich beim Zeus wohl schlürfen lassen kann. Das bekannte Wasser läuft einem im Munde zusammen, wenn man so ein rotes Schalentier aus der dampfenden Terrine fischt, man weidet sich einen Augenblick an dem wunderschönen Bilde und dann - - -

Wahrlich, welches Geschöpf wird im Tode so schön wie der Krebs? Er ist nicht nur das Entzücken derer, die ihn schmatzend schnabulieren, sondern dient den Malern seit undenklichen Zeiten zur Ausstattung ihrer Tafelstilleben.

Und welches Geschöpf stirbt auf eine so merkwürdige Weise wie der Krebs?! Versündigt euch nicht am Krebs! Gestorben sein muß, aber bitte schnell und schmerzlos. Ein Irrsinn zu glauben, der Krebs gewinne an Wohlgeschmack, wenn man ihn im kalten Wasser ansetzt und langsam zu Tode kochen läßt, eine Niedertracht, ihm bei lebendigem Leibe den Darm herauszureißen - nein, man bürstet die Krebse sorgsam ab und wirft sie einen nach dem andern ins kochende Wasser. Und man achtet darauf, daß das Wasser auch dauernd kocht, denn jeder hineingeworfene Krebs senkt die Temperatur ein wenig, und der nächste hätte dann unnütz zu leiden.

In dieses Wasser gehört natürlich allerlei hinein. Vor allem Salz, Dill, Petersilie und andere Gewürzkräuter in wohl-abgestimmten Mengen, Butter, Kümmel und vielleicht etwas Zwiebel. Darin kochen die Krebse zehn Minuten lang und werden dann serviert. Manche setzen die Krebse nach dem Bürsten erst einmal in Milch und lassen sie gehörig schlabbern, und nach dieser Henkersmahlzeit kommen sie dann milchgetränkt in die tödliche Brühe. Andere behaupten, die Krebse schmecken am besten, wenn man sie eine Stunde lang ziehen lasse. Ausprobieren -.

Man muß hungrig zu einem Krebseffen gehen, man wird übrigens nicht satt davon, weshalb es nachher meistens Kaltebrötchen und Wein gibt.

Auch das Krebseffen muß gelernt sein. Es gibt ein besonderes Krebsbesteck dazu. Das Loch im Krebsmesser dient zum Aufknacken der Scheren, die das beste Fleisch enthalten. Die Beine ist man im allgemeinen nicht mit. Die Schalen gelten vielerorts als unverdaulich. Sonst darf man beim Krebseffen ruhig die Finger benutzen und behaglich schlürfen. Selbst feine Leute tun das, höchstwahrscheinlich sogar die allerfeinsten Gentlemen aus Britannien, für die sonst jede Andeutung von Kaugeräuschen zu den most shocking things dieser Erde gehört.

Die rauhe Oberfläche der Krebse und der Salzgehalt der Brühe reizen die zarte Haut unserer Damen leicht auf. Die Finger werden überhaupt beim Krebseffen naß und fettig. Daher reicht man in vornehmen Häusern nach der Mahlzeit kleine Wasserthalen und Zitronenscheiben. Eine sehr galante, aber nicht ungefährliche Sitte. In einer norddeutschen Stadt reichte der befrachtete Diener dieses Schälchen zuerst einem Greenhorn, das nach einem sekundenlangen Zögern mit dem Ausdruck der Erleuchtung die Schale ergriff und hurtig austrank. Der würdige Diener starb auf der Stelle an einem Herzschlag und sank in die Arme der nächsten Tischdame, welche einen schweren Nervenzusammenbruch davontrug. Das Greenhorn verlor die Sprache und die Luft zum Krebseffen.

Zur Warnung mitgeteilt. Aber nicht zur Abschreckung. Gehet hin und kauft euch Krebse, denn es ist die Zeit, da sie am besten sind, nämlich die Monate ohne r wie Richard. Hinterher lachen sie vermutlich. Brüht sie also zu Leichen, ehe sie lachen! Wünsche wohl zu speisen!

Alfred Bönick



Aufnahme: Karl Franz Klofe



Zugvögel⁴

V O N C. J I T S C H I N

Wenn die rauhen Nordwinde über unsere Fluren fegen und die Bäume im Walde zaufen, ist die Natur vogelarm. Lange Schwärme schwarzer Krähen streichen mit häßlichem Gekrächz die Sudeten entlang, südwärts. An den Schuttabladestellen der Städte füllen sie ihre ewig hungrigen Mägen mit Spelzen, Weck- und anderen Gummis und sonstigem meist wenig nahrhaftem Unrat. Durch die Gehölze und Gärten ziehen mit leisem wisprigen Rufen Meisen verschiedener Arten und suchen in Rissen und korkigen Rinden nach Eiern, Larven und Puppen. Auf der Straße sehen wir verhußelte Haubenlerchen und Goldammern im Verein mit verrußten Sperlingen mühsam ihre Futterkörnchen aus Pferdeäpfeln suchen. Draußen im Felde auf einsamem Baume hockt ein Mäusebussard und hält Ausschau nach seiner Lieblingsnahrung, der Feldmaus. Das ist ungefähr der Vogelbestand, der uns wintersüber bleibt, alle übrigen Vögel haben uns verlassen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Vögel uns der Kälte wegen verlassen haben. Für viele Vögel würde ein Hierbleiben sicherer Tod bedeuten, weil es ihnen nicht möglich wäre, sich in unserem, im Winter völlig veränderten Klima, zu ernähren. Wie die Vögel den Weg in die oft weltfernen Gebiete finden und welche Umstände sie zum Aufbruche zur Reise veranlassen, wird wohl immer ein Rätsel bleiben, dagegen sind durch Kenntlichmachung von Vögeln von einer Reihe von Arten die Zugwege und die Winterquartiere erforscht worden. Auch konnte von einer Reihe von Vogelarten festgestellt werden, daß sie heimatreu sind und an die Stelle zurückkehren, wo sie als Jungvögel im Neste das Licht der Welt erblickten. Es ist gewiß etwas wunderbares, daß zum Beispiel unsere Schwalben und der rotrückige Würger aus ihren Winterquartieren, die im mittleren Afrika liegen, in die Proskauer Gegend zurückfanden. Es gibt aber auch Ausnahmen. So bleiben Stare, Turmfalken, Buchfinken, ja vereinzelt sogar Rotkehlchen und Bachstelzen, manchmal auch im Winter bei uns.

Der Vogelzug wurde erst spät erkannt. Es mag dies daran gelegen haben, daß Germaniens Wälder so dicht und undurchdringlich waren, daß die Beobachtungen schwerer waren, als heute. Andererseits führten Beobachtungen oft zu falschen Schlüssen. So nahm man von Schwalben, Staren und anderen

Vogelarten, die im Schilf übernachteten, an, daß sie sich über den Winter gleich Reptilien im Schlamme verkröchen. Die Übernachtungen im Schilf blieben unseren Vorfahren, die vorzugsweise Jäger und Fischer waren, nicht verborgen. Wenn sie im Winter bei der Schilfnutzung für ihre Dächer auf die Übernachtungsplätze stießen und dort tote Vögel dieser Art fanden, lag es nahe, zu diesem Schlusse zu kommen. Selbst die Wissenschaft hat sich diese Lehre durch einige Jahrhunderte zu eigen gemacht. Im Landvolke finde ich die gleiche Ansicht da und dort heute noch vertreten.

Es ist eigentlich nicht die Aufgabe der Vogelschutzwerke, sich mit der Erforschung des Fernvogelzuges zu beschäftigen. Ihre Aufgabe liegt vielmehr vorwiegend auf wirtschaftlichem Gebiete. Da sie sich aber ohnedies mit dem Vogel beschäftigen muß, hat sie auch diese Aufgabe mit übernommen. Sie befindet sich hier im Arbeitsgebiete der Vogelwarten, mit denen sie sich, besonders mit Rossitten, in enger Arbeitsgemeinschaft befindet. Seit ihrem Bestehen (1932) hat die Proskauer Warte rund 50 000 Vögel mit Kennringen versehen. Die Ausbeute dieser Arbeit ist weitgehend. Die meisten Vogelarten, es sind weit über hundert, sind im Neste beringt worden. Dies ermöglicht Erfassung des Vogellebens vom Nest bis zum Tode. Andere wurden während des Zuges gefangen, also mitten im Leben erfaßt. Bei diesen Arten bleibt die Frage offen, woher sie kamen. Mehrfach ist es aber auch geglückt, bei diesen Vögeln die Heimat zu erforschen, wenn sie in ihren, meist nördlich gelegenen Brutgebieten, wiedergefunden werden. Die Raumfrage verbietet mir leider ausführlich zu werden, ich muß mich daher auf grobe Züge beschränken. Ich werde jedoch bei Seltenheiten etwas ausführlicher werden können.

Schlesien ist hinsichtlich des Vogelzuges nicht uninteressant. Der Zug der meisten Vogelarten, insbesondere der kleineren, bewegt sich von Nordosten nach Südwesten in breiter Front über das europäische Festland. Die Sudeten bilden zweifelsohne ein gewisses Hindernis. Als wir Ende September vorigen Jahres zum Einmarsche ins Sudetenland im Vorlande bereitstanden, konnten wir uns von einer gewissen Dichte überzeugen. Als wir dann den Altvater hinter uns hatten, war das Vogelleben nahezu tot. Das Bild änderte sich Ende Oktober in der Troppauer Gegend grundlegend. Hier zogen,

insbesondere Drosseln, in dichten Maffen. Es unterliegt sicher keinem Zweifel, daß diese Vögel das Überfliegen des Gebirgszuges vermieden haben, um durch die Mährische Pforte freie Bahn für ihren Weiterzug zu bekommen.

Unsere Singdrosseln ziehen nach Oberitalien und weiter bis nach Westfrankreich. Amseln, von denen nach den Wiederfunden zu urteilen fast nur Jungvögel ziehen, gingen nach Dalmatien, Oberitalien und dem südlichen Frankreich. Fänge im Winter in Proskau verstärkte die Annahme, daß Altvögel überwintern. Ein in Proskau gefangenes Rotkehlchen überquerte das Mittelmeer und wurde in Thunesien wiedergefunden, während je ein Gartenrotschwanz in Portugal und Italien festgestellt werden konnten. Interessant ist die Ausbeute bei Hausrotschwänzen, von denen einer ins südliche Italien flog, während ein weiterer auf der Insel Rhodos (Kleinasien vorgelagert) den Tod fand. Grünlinge, die im Neste beringt wurden, flogen meist nach Jugoslawien, einer wurde bei Athen in Griechenland wiedergefunden. In einem Falle wurde ein in Laibach (Jugoslawien) beringter Grünling in Proskau wiedergefangen. Es handelte sich hier offenbar um einen Vogel, der in Proskau beheimatet war und in Laibach sein Winterquartier hatte. Trauerfliegenfänger wurden in Südfrankreich wiedergefunden. Weiße Bachstelzen flogen nach Oberitalien. Eine überquerte das Mittelmeer und landete in Algier. Auch Kohl- und Blaumeisen, von beiden Arten Jungvögel, legten erhebliche Strecken zurück. Erstere wurden zweifach im südlichen Frankreich, letztere in einem Exemplar in Bayern festgestellt. Zwei Wiedehopfe, beide aus demselben Nest, wurden auf den griechischen Inseln wiedergefunden. Von in Proskau auf dem Zuge gefangenen Erlenzeifigen kamen sieben zur Rückmeldung aus dem Auslande. Vier gingen nach Oberitalien, einer nach Holland, einer an die Garonne-mündung in Westfrankreich. Einer wurde in Schweden wiedergefunden, was den Schluß zuläßt, daß er aus diesem Gebiete stammte, bevor er sich auf den Zug begab. Girlitze, nestjung in Proskau beringt, fanden sich im südlichen Italien und in Griechenland wieder, während ein Bluthänfling nordöstlich von Rom seinen Flug beendete. Ein Proskauer Wendehals flog bis in die Gegend von



Genua. Auch Tauben legen weite Wege zurück. So fand sich eine Ringeltaube im mittleren Garonnegebiet wieder, während eine Turteltaube auf der Insel Korfu ihren Flug beendete. Je ein Fischreier, ein Bläßhuhn und eine Waldschnepfe wurden an der Nordküste der Adria (Gegend Venedig) festgestellt. Ein Kibitz flog bis in die äußerste Südwestspitze von Frankreich, also bis an die Pyrenäen heran. Einen weiten Weg machte auch eine Sumpfohreule. Sie erreichte die Nordwestspitze von Frankreich nahezu.

Am eindrucksvollsten konnte der Zug der Stare festgelegt werden. In vielen hundert Fällen ist die Heimattreue erwiesen. Bei Massenberingungen konnte jahrgangswiseer Zug festgelegt werden. Im allgemeinen fliegen oberchlefsische Stare Jahr für Jahr über Oberitalien nach Thunesien, allerdings



Oben: Mäusebussard

Links: Waldhüze

Sämtliche Aufnahmen vom Verfasser



Der berühmt gewordene Drosselrohrfänger, der aus dem Sangerteich bei Falkenberg bis nach Nigieren, also über die Sahara hinwegflog

mit gewaltigen Ausstrahlungen, die bis Nordfrankreich und den Balkan reichen. Im Gegensatz hierzu fliegen die Stare aus der Gegend von Ohlau bis etwa Glogau über Frankreich nach Marokko. Bemerkenswert bleibt der Zug des 33er Jahrganges der ober-schlesischen Stare. Sie flogen nämlich mit den niederschlesischen nach Marokko, nahmen dann ihren Weg ostwärts, an der nordafrikanischen Küste entlang und kehrten über Oberitalien zurück. Damit dürfte erwiesen sein, daß die Orientierung zum Rückfluge nichts mit dem Hinfluge zu tun hatte.

Von den bei uns brütenden Lachmöven ein geordnetes Zugbild zu erreichen, muß als gescheitert angesehen werden. Die vorgenommenen Massenberingungen mehrerer Jahrgänge auf den Falkenberger und Ratiborer Teichen brachte völlig zerflatterte Wiederfundmeldungen. Das so gewonnene Flugbild gleicht einer stark nach Süden und Westen ausstrahlenden Sonne. Fernfunde aus England, Spanien, Nordafrika und dem Balkan finden sich darunter. Ostwärts finden sich Wiederfunde bis an die Weichsel (Warschau).

Ich möchte nun einige außergewöhnliche Funde in Afrika festlegen, die zum Teil erhebliches Aufsehen in der ornithologischen Welt gemacht haben.

Der Drosselrohrfänger F 225 626 erhielt den Roffittner Ring in seinem Nest am 1. Juli 1935 auf dem Sangerteich bei Falkenberg. Ein Eingeborener fing ihn im April 1937 bei Nbauvi, etwa 40 Kilometer von Calabar in Nigieren. Dieser Ort liegt nordwestlich des Kamerunberges. (Flugstrecke rund 5000 Kilometer und über die Sahara.) Es ist dies bisher der weiteste Weg, den nachweisbar ein Drosselrohrfänger zurückgelegt hat.

Außergewöhnlich ist auch der Wiederfund des Stares in Abessinien. Der Vogel wurde am 19. Mai 1932 von mir nestjung in Althaus im Kreise Oppeln mit dem Ring Nr. A 619 337 Helgoland versehen. Am 12. Juni 1936 schoß ihn ein italienischer Soldat in Dessie in Abessinien. Der Vogel legte vom Beringungsorte aus weit über 5000 Kilometer zurück, während seine Artgenossen bisher nur etwa 2000 Kilometer in ihre Winterquartiere flogen. Bemerkenswert ist ferner, daß der Vogel in Abessinien während der Brutzeit erlegt wurde. Jedenfalls handelt es sich hier um einen der merkwürdigsten Wiederfunde überhaupt. An der Tatsache kann aber nicht gezweifelt werden, da eine erneute Rückfrage die Richtigkeit zweifelsfrei bestätigt hat.

Interessant ist weiter der Wiederfund des rotrückigen Würgers. Er erhielt nestjung am 12. August 1938 den Ring Nr. F 358 281 Roffitten in Proskau. Nach Mitteilung vom 27. Dezember 1938 ist der Vogel in Domiongo bei Port Franqui im belgischen Kongo in Zentralafrika wiedergefunden worden. Port Franqui liegt am Zusammenflusse der Flüsse Sankuri und Kanfai, nicht weit von Bafango, dem Endpunkte der seit einigen Jahren vollendeten Eisenbahn nach Katanga. Der Vogel legte die bemerkenswerte Strecke von etwa 7000 Kilometer zurück.

Die Wiederfunde der Rauch- und Mehlschwalben im Belgischen Kongo möchte ich für sich selbst sprechen lassen. Bemerkenswert ist, daß die Wiederfunde zum Teil von Urwaldnegern getätigt wurden.

Der interessanteste Wiederfund ist der des Wintergoldhähnchens, weil dies der zweite Fernfund überhaupt ist. Der erste Fernfund wurde an einem Vogel in Polen getätigt, der in Roffitten während des Herbstzuges gefangen worden war. Unser Goldhähnchen, es handelt sich um ein junges Männchen, wurde am 28. Oktober 1938 in Proskau während des Herbstzuges in einem Spiegelneze gefangen und erhielt den Ring Roffitten Nr. G 520 363. Ende Dezember wurde der Vogel im Gebiete von Bagnone in der Provinz Apuania (Toskana) in Mittelitalien wiedergefunden.

In meinen Ausführungen habe ich versucht ein Bild zu geben, das in der Hauptsache den Südflug kennzeichnet und nur vereinzelt Nordflüge gestreift, wozu ich bemerke, daß Nordflüge vielfach festgelegt werden konnten.

Nun möchte ich noch ganz kurz den Zug der schlesischen Störche, hauptsächlich der ober-schlesischen, streifen. In Oberschlesien sind 2768 Störche mit Fußringen versehen worden. Die Flugrichtung konnte in starker Dichte festgelegt werden. Danach ziehen diese Störche durch das Kuhländchen über den Balkan und überqueren die Dardanellen, um über Kleinasien den Nil zu erreichen, den sie aufwärts fliegen. Einige erreichten das Kapland, mehrere Rhodesien. Ich selbst sah im Jahre 1905 am großen Fischflusse in Deutsch-Südwestafrika weiße Störche und ließ mir erzählen, daß dort auch der schwarze Storch keine Seltenheit wäre. Es war dies die Zeit, als Thienemann in Ostpreußen mit der Storchberingung begann, welchem Umstände wir die jetzt festgelegten Resultate verdanken. Seit 1933 werden die Störche in Oberschlesien mit Ringen versehen, die ein Fernablefen ermöglichen sollen. (Ablefen der Nummer, wenn der Storch auf dem Dache steht.) Die Heimattreue, die beim Storch vermutet wird, aber bisher nicht erwiesen ist, soll damit ermittelt werden.

Jedermann kann bei den Ermittlungen des Vogelzuges und Erforschungen mithelfen, wenn er mit offenen Augen durch die Natur streift. Wie oft finden sich draußen Vogelreste mit Ringen. Jeder, der einen Ring einschickt, wird zum Mithelfer und erhält Nachricht über die Vorgeschichte des Fundvogels, die oft recht interessant sein kann.

Grundstein zum Oppelner Theater

Wie in der Maiausgabe angekündigt, fand am 50. Geburtstag des Führers in Oppeln die feierliche Grundsteinlegung zum Theaterneubau statt. Den Rahmen zu diesem Akt gab eine Großkundgebung, deren Charakter durch die Anwesenheit maßgebender Männer aus Staat, Partei und dem kulturellen Leben Schlesiens weit über die örtlichen Grenzen hinausging. Oberbürgermeister Leuschner konnte neben den Vertretern der Partei und ihrer Gliederungen, der Polizei und des Reichsarbeitsdienstes, der Oppelner Reichs- und Staatsbehörden, Landräten und Bürgermeistern als Vertreter des Reichsministers des Innern Ministerialdirektor Dr. Vollert begrüßen. Landeshauptmann Adamczyk und Regierungspräsident Rüdiger nahmen ebenfalls an der Feier teil.

In seiner Begrüßungsansprache bezeichnete Oberbürgermeister Leuschner den Festtag als einen der bedeutendsten in der

Geschichte Oppelns. Der einzigartige Aufstieg der letzten Jahre habe auch dieser Stadt die Möglichkeit verschafft, wenn auch mit Hilfe des Reiches und der Provinz, endlich den langgehegten Wunsch in Erfüllung gehen zu lassen.

Regierungspräsident Rüdiger dankte ebenfalls allen, die diesen Plan bis zum Beginn seiner Verwirklichung gefördert haben. Sein besonderer Dank galt Reichsminister Dr. Frick und Oberpräsident Wagner. Er wies in seinen Ausführungen ferner darauf hin, daß es immer sein Bestreben war, die Abwanderung besten Menschentums aus Oberschlesien zu verhindern. Hierher gehöre auch die Förderung des kulturellen Lebens der Regierungshauptstadt.

In der Festrede gab Ministerialdirektor Dr. Vollert einen weitgefaßten Rückblick auf die Geschichte Oberschlesiens, die dafür verantwortlich zu machen sei, daß dieses Land in kultureller Hinsicht nicht mit dem übrigen Reiche Schritt halten konnte. Da Oberschlesien ein Land wirtschaftlicher Großtaten gewesen sei, sei es auch stets von der wirtschaftlichen Seite betrachtet worden. Obwohl diesem Lande während des Krieges und in den darauffolgenden Jahren die schwerste Beanspruchung auferlegt worden sei, habe dieses Volk seine Heimat und sein Volkstum erfolgreich verteidigt. Darüber hinaus habe sich der obereschlesische Mensch einen gefunden Sinn für die bodenständige Kunst bewahrt. Gewissermaßen als Dank dafür erhält nun das Kulturzentrum, die Regierungshauptstadt Oppeln, eine vorbildliche Kulturstätte, die ein Bollwerk des Deutchtums im deutschen Osten werden soll.

Nach Verlesung der Urkunde legte Dr. Vollert nach altem Handwerksbrauch den Grundstein zum Neubau des Oppelner Theaters.

*

Der Neubau des Reichsenders Breslau

Auch Breslau erlebte einen ersten Spatenstich, dessen Bedeutung weit über die Hauptstadt hinausreicht. Am 5. Mai eröffnete der Reichsintendant des Großdeutschen Rundfunks und Generaldirektor der Reichsrundfunkgesellschaft Dr. Heinrich Glasmeier durch den feierlichen ersten Spatenstich den Baubeginn für die Erweiterungsbauten des Reichsenders Breslau. Gauleiter-Stellvertreter Bracht und Oberbürgermeister Dr. Friedrich wohnten der Feier bei. Auch zahlreiche Vertreter der Partei und ihrer Gliederungen und der Behörden, Männer der Kunst und der Wissenschaft und Abgesandte der angeschlossenen Sender Gleiwitz, Görlitz und Troppau hatten sich eingefunden.

Nach der Begrüßung durch den Intendanten des Reichsenders Breslau, Otto Frische, hielt Dr. Glasmeier die Festrede. In seinen Ausführungen wies er auf die große politische Bedeutung des Rundfunks hin. Er erinnerte aber auch an die hohe Aufgabe, der Volksgemeinschaft zu dienen und die Schönheit der eigenen Landschaft anderen zu vermitteln.

Die Musik der Feierstunde wurde ausgeführt vom Gauorchester Schlesien der NSDAP.

*

Fünfzehn Jahre Rundfunk in Schlesien

Am 26. Mai 1924 wurde der Breslauer Sender öffentlich seiner Bestimmung übergeben.

Großmächte haben auch ihre Schicksale. Diese sind in sich wechselvoll und untereinander sehr verschieden, haben aber ein gemeinsames Merkmal: daß sie beträchtliche Zeiträume, Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte, zu ihrer Gestaltung und Erfüllung brauchen.

Bei der Großmacht Rundfunk, die in ihrem schlesischen Bezirk jetzt gerade ein und ein halbes Jahrzehnt Bestehen beendet, hatte aber das moderne Zeitalter der Technik und des Verkehrs Pate gestanden, ja, der Rundfunk selbst ist in seiner Wirkung beider Kind und für sich längst eines der gewaltigsten Ausdrucksmittel eben dieses Zeitalters. Als Reichsminister Dr. Goebbels, der Schirmherr des deutschen Rundfunks, wenige Monate nach der Machtübernahme das Wort vom »Rundfunk als der 8. Großmacht« prägte, ging die neuernannte Großmacht sozusagen noch in die Schule.

Schon am 4. April 1924, wenige Monate nach der Eröffnung des Berliner Rundfunks, wurde in Breslau die Schlesische Funkstunde AG. mit einem Kapital von 60 000 Goldmark gegründet. Die Namen der Gründer sind aus verschiedenen Gründen wissenswert. Es handelt

IN SECHS JAHREN NATIONALSOZIALISTISCHER REGIERUNG
HAT DER FÜHRER UND REICHSKÄNZLER
ADOLF HITLER
DAS DEUTSCHE REICH AUS ZUSAMMENBRUCH UND OHNMÄCHT
ZU EINER IN DER GESCHICHTE NOCH NICHT ERLEBTEN
MÄCHT UND GROSSE GEFÜHRT. NACHDEM IM JAHRE 1938 DIE
JÄHRHUNDERTE ALTE DEUTSCHE SEHNSUCHT, DIE EINIGUNG
ALLER DEUTSCHEN IN EINEM REICH, DURCH DIE
EINGLIEDERUNG DER OSTMARK UND DER SUDETENDEUTSCHEN
GEBIETE IN DAS GROSSDEUTSCHE REICH
ERFÜLLT WORDEN IST, BEGINNT NUNMEHR DIE
WELTGESCHICHTLICHE UMGESTALTUNG MITTELEUROPAS.
BOHMEN, MÄHREN UND DAS MEMELLAND SIND WIEDER
BESTANDTEILE DES REICHES GEWORDEN; DER FÜHRER HAT
DEN SCHUTZ DER SLOWAKEI ÜBERNOMMEN.

IN DIESER GESCHICHTLICH GROSSEN ZEIT WURDE
AM FÜNFZIGSTEN GEBURTSTAG ADOLF HITLERS
DER GRUNDSTEIN ZU DIESEM THEATERBAU GESETZT

DER WIRTSCHAFTLICHE AUFSCHWUNG, DEN DIE ZUSAMMEN-
FASSUNG ALLER KRÄFTE AUCH FÜR DIE STADT OPPELN
HERBEIFÜHRTE, ERMOGLICHTE ES IHR DURCH UNTERSTÜTZUNG
DES REICHES, DER PROVINZ UND DER ÖRTLICHEN INDUSTRIE
DIE MITTEL FÜR DIESER GEBÄUDE AUFZUBRINGEN, DAS
SPÄTEREN GESCHLECHTERN ZEUGNIS GEBEN SOLL VON DEM
AUFBAUWILLEN DER HEUTIGEN GENERATION UND DEM
KULTURWILLEN DES OBERSCHLESISCHEN VOLKES.

DAS NEUE THEATER SOLL STETS WÄCHTER UND HÜTER
DEUTSCHER KULTUR UND KUNST IN DES REICHES OSTEN UND
KRÄFTBORN IM KAMPF GEGEN ALLES UNDEUTSCHE SEIN

OPPELN, AM 20. APRIL 1939

MINISTERIALDIREKTOR
IM REICHSMINISTERIUM
DES INNERN

OBEBÜRGERMEISTER
DES STADT OPPELN

sich zum Teil um sehr verdiente oder mindestens bekannte Männer. Es war ein glanzvoller Auftakt, daß der weit über Deutschlands Grenzen in hohem Ansehen stehende, von den Breslauern und insbesondere seinen Hochschülern schwärmerisch verehrte große Physiker, Geheimrat Professor Dr. Otto Lummer, der bis zu seinem viel zu frühen Tode im Jahre 1925 auch Vorsitzender des Aufsichtsrats war, sich mit seiner ganzen Person zur Verfügung stellte. Ferner gehörten der inzwischen verstorbene Direktor Ludwig Abthoff (Stahlwerk Mark, später Osthandel), Direktor Hermann Mikeska, der im damaligen Theater- und Konzertleben einflußreiche österreichische Generalkonful Franz Schneiderhan und schließlich der Direktor der Schlefischen Funkstunde, Major a. D. Alexander Vogt zu den Gründern. Diese Namensliste ist insofern lehrreich, als sie nicht einen einzigen Juden aufweist.

Freilich - dort, wo es nichts zu wagen, sondern von vornherein nur mehr oder minder mühelos einzustecken gab, fehlte das »ausgewählte Volk« von Anfang an nicht einen Augenblick. Zunächst »zierte« den ersten Aufsichtsrat der den damaligen Parlamentariern aller Schattierungen als würdiger »Repräsentant« des Parlaments unentbehrlich vorkommende jüdisch-sozialdemokratische Abgeordnete Ernst Heilmann. Der erste musikalische Leiter war ein natürlich jüdischer Kapellmeister des Breslauer Stadttheaters, das an jüdischen Kapellmeistern gerade keinen spürbaren Mangel aufzuweisen hatte. Schon mehrere Wochen vor der offiziellen Inbetriebnahme begannen während der Breslauer Messe die Versuchsfunken. Täglich um 12.55 Uhr wurden Zeitanlage, Wetter- und Börsenbericht »durchgeputzt«, was die Besucher des Messengeländes vor der Jahrhunderthalle, wo in Pavillons Lautsprecher angebracht waren, mit behaglichem Schmunzeln quittierten. Jeder fühlte unterbewußt irgendein unerhörtes Wunder der Technik, aber keiner wollte sich mit seinem Eingeständnis »blamieren«. Außerdem gab es von 4-5 Uhr Unterhaltungsmusik, aber noch mit dem Vorbehaltszusatz in den Zeitungen:

»Da der Sender immer noch versuchsweise arbeitet, ist es nicht ausgeschlossen, daß Programmänderungen eintreten.«

Erstmals am Freitag, dem 16. Mai 1924, meldet sich die »Welle 415« mit einer »großen« Vortragsfolge: 12.55 Uhr: Zeit - 1.00 Uhr: Wetter, Börse - 4.00 bis 5.30 Uhr: Unterhaltungskonzert - 7.30 bis 8.00 Uhr: Radiovortrag - 8.00 bis 9.30 Uhr: Balalaikakonzert. Am 26. Mai 1924 fand die feierliche Eröffnung statt. Aus einem damaligen Zeitungsbericht ist zu entnehmen, daß der berühmte »enge Raum« es leider verbietet, die Namen aller Erschienenen zu nennen, doch wird versichert, daß »alles vertreten war, was in der Öffentlichkeit Klang hat«. Der damalige Staatssekretär im Reichspostministerium und spätere Reichsrundfunkkommissar Dr. Bredow wird schon in diesem Bericht, also wenige Monate nach Aufnahme der doch noch spärlichen Sendetätigkeit in Deutschland, als »Der Allgewaltige des deutschen Rundfunkwesens« bezeichnet.

Die Schlesier und besonders die Breslauer brachten »ihrem« jungen Unternehmen ein warmes, geradezu familiäres Interesse entgegen. Das Gebäude des Oberbergamts am Hindenburgplatz war oft das Ziel kleiner Völkerwanderungen, die »das Radio sehen« wollten, aber doch so gut wie nichts sehen konnten. Hier waren in einem Seitenflügel an der Hohenzollernstraße die ersten Räume des Senders untergebracht. In Anlage und Ausstattung waren sie für die damalige Zeit ungewöhnlich vollkommen. Interessant an der technischen Einrichtung, die in Breslau überhaupt auf vorbildlicher Höhe stand, war eine zur Prüfung der Empfangsgüte im Postamt 5 am Museumplatz eingerichtete Kontrollaufnahme, wo schon feinerzeit Kabelverbindungen mit den Theatern, Konzertfälen und der Jahrhunderthalle bestanden. Also schon eine leise Vorahnung unserer heutigen Großübertragungen. Die Antennenanlage ging von einem Mast, der 27 Meter über das Dach des Oberbergamtsgebäudes hinausragte, zum Turm der gegenüberliegenden Johanneskirche. Natürlich waren sofort Bedenken erhoben worden, daß durch den (kaum sichtbaren) Antennenmast »das Stadtbild verschandelt« werde; gegen die Verschandelung alter Patrizierhäuser durch geschmacklose Firmenschilder oder die Verkleidung schöner Hausfronten durch hirnkranke »Kunstmalerei« hatte man freilich »keine Handhaben zum Einschreiten«! Immerhin: der Mast blieb, weil er wirklich kaum zu sehen war.

Schon nach etwa zwei Jahren galten die ersten beiden, je hundert Meter hohen Funktürme am Breslauer Funkhaus in der Waldenburger Straße als stolze »Wahrzeichen von Breslau«, die den bisher höchsten Turm der Elisabethkirche noch um neun Meter überragten. Die Meinung hat sich eben recht schnell geändert. Auch Künstler, die es anfangs als unter ihrer Künstlerwürde empfört abgelehnt hatten, bei diesem »Kinderspielzeug« mitzutun, fragten überraschend schnell und unter völliger Verleugnung ihrer eben noch laut betonten »Würde« an, ob es dem Rundfunk vielleicht angenehm wäre, wenn . . . usw. usw.

Herbert Urban.

*

28. Hauptversammlung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft

Am 24. Mai trat im Breslauer Landeshaus die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften zu ihrer 28. Hauptversammlung zusammen. Der Vizepräsident, Staatsminister Dr. Wacker, eröffnete die Tagung und gab zunächst dem Vertreter des Gauleiters und des Landeshauptmanns das Wort zu einer kurzen Begrüßung. Dann dankte Staatsminister Dr. Wacker namens der Gesellschaft der Stadt Breslau sowie dem Gau und der Provinz Schlesien, deren Gesamtwirtschaft vielfältige Beziehungen zu der Arbeit der Gesellschaft unterhalten, für die herzliche Aufnahme. Er begrüßte die an der Tagung teilnehmenden Gäste, so den Vertreter des Reichsführers SS, die Vertreter sämtlicher Reichsministerien, der Partei, zahlreicher Behörden, der Wehrmacht, der Hochschulen, der Industrie und der Wirtschaft. Er dankte den Stellen, die die Arbeit der Gesellschaft finanziell unterstützt haben, insbesondere den Reichsministerien; Arbeit und Dienstbereitschaft zu jederzeitigem selbstlosen Einsatz werde der Dank der Gesellschaft sein. Er gedachte abschließend des Führers und gab Kenntnis von zwei an den Führer und an den Beauftragten für den Vierjahresplan abgeforderten Telegrammen. Der geschäftsführende Vorstand, Dr. Telför, verlas dann einen Auszug aus dem Jahresbericht der Gesellschaft. Professor Freiherr v. Vershuer sprach über das »Erbbild vom Menschen«, und Professor Thienemann sprach an Hand einer Reihe guter bunter Lichtbilder über »Die Gewässer in Lappland«.

*

Groß Strehlitz erhielt eine Stadthalle

Am 23. April wurde in Groß Strehlitz, der Kreisstadt des Annaberlandes, feierlich die Stadthalle ihrer Bestimmung übergeben. Im Rahmen der Feier, die in der architektonisch vorbildlichen Halle stattfand, erinnerte Bürgermeister Gollasch an die vergangenen Jahre, die durch eine Zeit des Aufstiegs abgelöst worden sind. Der neue Bau sei Ausdruck dieser neuen Zeit und des Kulturschaffens und ein Denkmal deutscher Leistung und deutscher Treue im Grenzland. Die Glückwünsche des Gauleiters überbrachte Gauleiter-Stellvertreter Bracht. Er schloß seine Ausführungen, in denen er auf die Voraussetzungen für das Wiedererstarken der deutschen Kultur überhaupt und besonders im Grenzland einging, mit dem Wunsche, daß die neue Stadthalle die Gemeinschaft des Volkes immer enger und fester gestalten möge. Ein Vertreter der DAF. verlieh der Stadthalle die Auszeichnung für vorbildliche Freizeitmöglichkeiten.

*

Weihe des »Hauses Landsberg«

Durch die Weihe des »Hauses Landsberg« erhielt das hart an der Reichsgrenze im Kreise Rosenberg gelegene Städtchen Landsberg OS. eine Kulturstätte, in der auch größere Veranstaltungen durchgeführt werden können. Die Einweihung fand im Beisein von Kreisleiter Preiß, Regierungspräsident Rüdiger-Oppeln, Landrat Elsner und vielen Vertretern der Partei, der Wehrmacht und des Reichsarbeitsdienstes statt.

Dank der engen Zusammenarbeit zwischen den kommunalen Behörden ist es nach vielen Schwierigkeiten gelungen, dieses Haus seiner Bestimmung zuzuführen. Um die Finanzierung des Werkes, die restlos sichergestellt werden konnte, hat sich besonders Landrat Elsner bemüht.

Mit dem »Haus Landsberg« ist für die Nordostecke des Kreises Rosenberg ein kultureller Mittelpunkt geschaffen worden, der gerade auf diesem Vorposten besondere Bedeutung und besondere Aufgaben hat.

EIN SCHLESISCHER MUSTERBETRIEB

WERKANSICHT UND GEMEINSCHAFTSRAUM
DER GLASHÜTTE IN UHSMANNSDORF



Am 24. Mai wurde in feierlicher Form eine Gedenktafel für den ruhmreichen schlesischen Kampfflieger **Manfred von Richt-**hofen an seinem Geburtshaus in der Straße der SA. in Breslau enthüllt.

*

Das erste gau eigene Müttererholungsheim

Gauleiter-Stellvertreter **Bracht** weihte am 22. Mai in **Alt Driebitz** das erste schlesische gau eigene Müttererholungsheim der NSV., das den Namen »Josef-Wagner-Heim« trägt. Am Nachmittag des gleichen Tages übergab er in **Fraustadt** eine vorbildliche Schwimmanlage und andere sportliche Anlagen ihrer Bestimmung.

*

Max Geyer ausgezeichnet

Bei der Abschlußkundgebung der ersten Sudetendeutschen Gaukulturwoche wurde dem in Berlin lebenden sudetendeutschen Graphiker **Max Geyer** der von Gauleiter und Reichsstatthalter **Konrad Henlein** gestiftete Gaukulturpreis in Höhe von 5000 RM. verliehen.

*

Ernennung!

Der Herr Präsident der Reichsschrifttumskammer hat den Schriftsteller **Ernst Schenke** zum Landesfachberater für das Mundartenschrifttum im Gau Schlesien beim Landeskulturwalter Schlesien ernannt.

WIR GEDENKEN!

Am 25. März verstarb in München an den Folgen einer heimtückischen Krankheit, die er sich in Ausübung seines Dienstes für die Bewegung zugezogen hatte, der Hauptdienstleiter der NSDAP., Reichsarztführer **Dr. Gerhard Wagner**, im Alter von 51 Jahren.

Dr. Wagner, der in Neu Heiduk in Oberschlesien geboren ist, hat auch an dem Kampf um seine Heimat als Oberländer teilgenommen. Nach der Niederwerfung der Aufstände führte er einige Jahre die Deutschtums-Verbände in Oberschlesien.

*

Generalleutnant **Karl Hofer** +

Am Freitag, dem 12. Mai d. J., verstarb in Würzburg der $\frac{4}{4}$ -Oberführer, Generalleutnant a. D. **Karl Hofer**, im 77. Lebensjahre. Der Verstorbene, der geborener Schlesier (Pleß) ist, zählt mit Recht zu den tapfersten Offizieren des Weltkrieges. Auch nach dem unglückseligen Kriegsausgang stellte er sich erneut dem Vaterlande zur Verfügung und verteidigte an der Spitze des Oberschlesischen Selbstschutzes seine Heimat. Seine Erinnerungen an diese Zeit hat er in dem Buche »Oberschlesien in der Aufstandszeit von 1918 bis 1921« für immer niedergelegt.

*

Am 23. Mai starb plötzlich und unerwartet der Grottkauer Fabrikbesitzer, Kreisleiter ehrenhalber, Landrat a. D., Parteigenosse **Josef Kling**, im Alter von 57 Jahren.

Parteigenosse **Kling** war einer der ersten Kämpfer für die Bewegung. Seine Aufgabe war es stets, Volk und Führer zu dienen.

Als Präsident des Oberschlesischen Provinzial-Landtages und als Mitglied des Provinzialrates hat er sich auch in der schlesischen Selbstverwaltung große Verdienste erworben.

*

Der Hoheitsträger des Kreises Leobschütz, Kreisleiter Parteigenosse **Anton Hörmann**, ist am 21. Mai nach längerem Krankenlager in Breslau verstorben. Durch sein Hinscheiden verliert die Partei in Oberschlesien einen ihrer besten Führer und Vorkämpfer der nationalsozialistischen Weltanschauung.

Kommerzienrat **Dr. Krumbhaar** +

Am 11. Mai d. J. verstarb im Alter von 71 Jahren der weit über die Grenzen des Reiches hinaus bekannte Verleger des Liegnitzer Tageblattes, Kommerzienrat **Dr. Heinrich Krumbhaar**. 1904 wurde er in den Vorstand des Vereins Deutscher Zeitungsverleger gewählt, dessen Vorsitz er 1921 übernahm. Lange Jahre war er Vorstandsmitglied im Arbeitgeberverband für das Deutsche Zeitungsgewerbe, Mitglied des Präsidiums der Deutschen Arbeitsgemeinschaft der Deutschen Presse, Mitglied des Kuratoriums des Instituts für Zeitungswesen an der Universität Heidelberg, Vorsitzender des Aufsichtsrats der Handels-Gesellschaft Deutscher Zeitungsverleger und Mitglied des Aufsichtsrats des Nachrichtenbüros des Vereins Deutscher Zeitungsverleger des WTB. (später DNB.). 23 Jahre gehörte er der Stadtverordnetenversammlung Liegnitz an, 1926 wurde er zum Außerordentlichen Senator der Deutschen Akademie in München und 1928 zum Ehrensenator der Technischen Hochschule zu Breslau ernannt. Nach seinem Rücktritt vom Vorsitz des Vereins Deutscher Zeitungsverleger wurde er 1933 Ehrenpräsident des Vereins.

*

Vor nunmehr 90 Jahren, am 11. Mai 1849, gab der Volkstumsführer **Stefan Ludwig Roth** in Klauenburg (Siebenbürgen) sein Leben für das Deutschtum hin. Roth ist einer der größten Volkstumsführer des europäischen Südostrons gewesen. Die großen deutschen Volksgruppen in Ungarn und Rumänien verdanken ihr Bestehen dem mutigen Schaffen Roths.

MUSIK

Oper und Konzerte in Breslau

Die Oper hat sich seit Ostern mit Neuinszenierungen eine lange Atempause gelassen und kam erst wieder zu Pfisters 70. Geburtstag mit »Palestrina« als Neuaufführung heraus. Die Aufführung hatte an der alten ausgezeichneten und stimmungsvollen Ausstattung Wildermanns festgehalten. Der »Palestrina« ist ja Pfisters ganz persönlichstes Bekenntnis zur Idee des überzeitlichen schöpferischen Künstertums, er ist das Hohe Lied ewiger Schöpferkraft, das sich nicht von den Vorgängen des Tages bestimmen läßt. Ohne vorwurfsvolle Verstimmung oder Resignation zeigt Pfister an der Gestalt des großen italienischen Komponisten das wahre Antlitz seiner selbst, ohne dabei aber irgendwie den Verdacht einer persönlichen Selbstrechtfertigung aufkommen zu lassen. Gerade als persönlichstes Bekenntnis ist das Werk von einer lautereren Reinheit und Objektivität. Es ist in der gesamten Opernliteratur eine einmalige Erscheinung von stärkster Leuchtkraft. Und in seiner Ausnahmestellung bekommt es von selbst einen wehevollen Festspielcharakter, der nur eine gelegentliche Aufführung zu besonderen Anlässen zuläßt. Zur Ehrung des siebzigjährigen Pfister gibt es kein Werk aus seinem Schaffen, das sich besser zur Kennzeichnung seines künstlerischen Charakters eignen würde.

Die Breslauer Palestrina-Inszenierung hat von jeher einen guten Ruf gehabt, der sich auch diesmal wieder voll bewährte. Kapellmeister **Schmidt-Belden** betreute die Aufführung musikalisch und leitete sie mit hohem Verstand für den herben keuschen Stil der Musik und die stille Sprache der Motive. Die Spielleitung von **Dr. Werner Müller** ließ die beiden sich gegenüberstehenden Lebenssphären auch in den Einzelfiguren sich recht plastisch abheben. Für die Titelpartie hatte man einen Gast, **Dr. Heinrich Allmeroth** vom Leipziger Opernhaus, geholt, dessen Darstellung von innerer Größe und echter Ergriffenheit erfüllt war. Ausgezeichnet waren die einzelnen Typen der einzelnen Würdenträger des Konzils erfaßt, von einer prachtvollen Vitalität **Richard Groß** als **Borromeo** sowie **Franz Hahnenfurth** und **Rudolf Strelet** als die beiden Kardinallegaten **Morone** und **Nova-**gerio. Die beiden Jünglingsgestalten **Ighino** und **Silla** waren von **Herma Kaltner** und **Charlotte Müller** in ihren verschiedenen Temperamenten deutlich umrissen. Da außer dem zahlreichen übrigen Ensemble auch die Chöre außerordentlich ausdrucksvoll herausgearbeitet waren, so hinterließ die Aufführung einen tiefen, nachhaltigen Eindruck, der die Tradition der früheren Aufführung des

Werkes wieder erneut bestätigte. - Die in die Spielzeit verstreuten einzelnen Aufführungen des »Ringes« stellte unsere Oper jetzt einmal, wie es eigentlich zunächst immer üblich sein sollte, zu einem geschlossenen Ringzyklus zusammen, in dem der Vorabend »Das Rheingold« erstmalig erschien. Philipp Wüst zeigte sich hier wieder als ein ausgezeichnete Wagner-Interpret, der das rechte Gefühl für die inneren Spannungen und die Dramatik der Wagnerischen Tonsprache hat. Franz Hahnenfurth singt den Wotan und strömt bei aller Kraftbegrenzung seines Organs doch eine Wärme und Stärke des Gefühls aus, die packend ist. Die Aufführungen sahen verschiedene Gäste. In »Rheingold« sang Alfred Bartolitus den Loge mit starker Lebendigkeit und vor allem musikalischer Ausdeutung der temperamentvollen Akzente in dieser Rolle. Drei verschiedene Walküren waren notwendig, die erste war Kammerfängerin Erna Schlüter von der Düsseldorfener Oper, deren gewaltiger Sopran von einer unbezwingbaren Klangkraft und dabei auch von reicher Modulationsmöglichkeit ist. Die Siegfried-Walküre sang Lotte Schrader auch mit schönem gefanglichen Gelingen, und die Götterdämmerung-Walküre schließlich wurde wieder von unserer eigentlichen Hochdramatischen, Gertrud Bäumer von der Leipziger Oper, gegeben, die ja in dieser Rolle hinreichend bekannt ist. In der übrigen Besetzung hatte sich im Vergleich zu den bisherigen Veranstaltungen nichts geändert. Ein ausländisches Gastspiel sah die Oper mit dem Auftreten der bulgarischen Sängerin Elifavetha Jovovitch-Kowatschewska vom Opernhaus Sofia als Butterfly in Puccinis Oper. Sie gab fängerisch wie darstellerisch eine sehr durchdachte, konzentrierte Leistung, die auch stark musikalisch gestaltet war. In der letzten Zeit wurde Breslau, das sich wirtschaftlich sehr lebhaft nach dem Südosten Europas orientiert, mehrfach durch Auftreten bulgarischer Künstler auch in einen regen Kulturaustausch gezogen. So brachte der Breslauer Sender einen Abend mit bulgarischer Orchestermusik unter der Leitung des bulgarischen Dirigenten Ljubomir Romanski mit Werken von Wesselin Stojanov, Dimitri Nenow, Petko Stainow, die mehr oder minder einen Einfluß des westlichen Impressionismus erkennen lassen, allerdings auch mit starker Betonung nationaler Elemente der bulgarischen Volksmusik. Kurz nach Ostern hatte schon der bulgarische Pianist Sava Savoff mit einem Klavierabend einen Beweis für die hohe musikalische Potenz seines Volkes abgelegt.

Die winterlichen Konzertreihen der Schlesienschen Philharmonie gingen dem Ende zu. Philipp Wüst beendete seine Reihe der großen Philharmonischen Konzerte mit der zweiten Sinfonie von Bruckner in der Originalfassung, voraus ging die virtuose Wiedergabe der lange nicht mehr gehörten »Don Quichote«-Dichtung von Richard Strauß, in der der Solist des Abends, der Cellist Professor Ludwig Hoelscher, die Solis spielte. Hoelscher spielte darauf erstmalig in Breslau das einfäßige Cellokonzert op. 34 von Max Trapp mit großem Erfolg für Werk und Wiedergabe. Das letzte Volks-Sinfoniekonzert schloß mit der c-moll-Sinfonie von Brahms, der Professor Hermann Behr das vielgespielte Es-dur-Klavierkonzert von Hermann Buchal, durch unsere schlesische Pianistin Käthe Remann-Foerster wiedergegeben, und Dvoraks selten gespielte Ouvertüre »In der Natur« vorangestellt hatte. Das Schlesiensche Streichquartett brachte an seinem letzten Abend die Violinsonate von Strauß, das g-moll-Klavierquartett von Brahms und als Höhepunkt das e-moll-Streichquartett op. 59, Nr. 2, von Beethoven zur Aufführung. Pianistisch stand Generalmusikdirektor Philipp Wüst zur Verfügung. Von den vielfältigen anderen Konzerten interessierten vor allem die Uraufführungen von vier schlesischen Werken unseres Senders durch Ernst Prade und sein Funkorchester, zunächst ein sprühendes »Concertino für großes Orchester« von Karl Sczuka, ein feinsinniges und formal klar angestrebtes »Divertimento« für kleines Orchester von Johannes Rietz, als Probe der erste Satz einer Sinfonie von Fritz Kofchinsky und schließlich eine groß angelegte, instrumentale pompöse »Sinfonische Suite« von Erich Zwirner. Weiter waren bemerkenswert eine hochwertige Aufführung der Haydnischen »Jahreszeiten« durch den »Spitzer« unter Dr. Ringmann, ein Liederabend von Josef von Manovarda, ein Violinabend unseres heimischen Geigers Maximilian Hennig und der letzte Cembalo-Abend von Hans Pischner, der damit seinen Bach-Zyklus abschloß. Auch in der nachösterlichen Zeit boten die Breslauer Kirchenmusiker zahlreiche wertvolle Konzerte. Eine besondere Pfister-ehre führte die Schlesiensche Landesmusikschule mit einem Konzert von Werken des Komponisten durch. Dr. Joachim Herrmann.

Eine gute, erfolgreiche **WERBUNG**
ist eine Anzeige in der Zeitschrift des gesamt-
schlesischen Raumes **SCHLESISIEN**



AWAG

Allgem. Warenhandels-Gesellschaft

Breslau, Tauentzienplatz

empfehltsich

für Ihre

Einkäufe

 Meisterbetrieb
Strunz

Herrenausstatter - nur Straße der SA. 12 - Haus Huthmacher



Für sonnige Tage

Sommerlich schöne Krawatten
Oberhemden, die nicht alltäglich sind

WILLIAM KRAMER

SCHWEIDNITZER STR 38/40

Haydn=Musikfestwoche Bad Warmbrunn 1939

Die vorjährige Kurzeit brachte im Mittelpunkt ihrer sommerlichen Konzertveranstaltungen zum erstenmal eine geschlossene Musikwoche mit Werken Franz Schuberts. Der große Erfolg, der diesem Versuch beschieden war, ließ die Absicht reifen, alljährlich unter Berücksichtigung des Schaffens eines großen deutschen Meisters auch weiterhin diese Musikfestwochen beizubehalten. Die zweite dieser Art steht im Zeichen des großdeutschen Meisters Josef Haydn und wird in der Zeit vom 18. bis 25. Juni 1939 veranstaltet. Dabei ist von ausschlaggebender Bedeutung, daß die verschiedensten musikalischen Gebiete berücksichtigt werden und somit diese Musikfestwoche eine bunte Reihe von Orchester-, Chor-, Werk-, Kammermusik- und Jugend-Konzerten umfaßt. Die organisatorische Ausgestaltung übernehmen gemeinsam Stadt- und Bade-Verwaltung Bad Warmbrunn, während die musikalische und künstlerische Verantwortung in Händen des Städtischen Musikdirektors Heinrich Weidinger, liegt. Den orchestralen Teil bestreitet das Städtische Orchester Liegnitz, das nun bereits den vierten Sommer als Kurorchester in Bad Warmbrunn tätig ist. Als Solisten werden in erster Linie namhafte schlesische Künstler mitwirken. Die Haydn=Musikfestwoche Bad Warmbrunn 1939 umfaßt folgende Veranstaltungen:

- 18. Juni, 11 Uhr: Festlicher Auftakt und Weihestunde.
- 19. Juni, 8 Uhr: Serenadenmusik im Klosterhof.
20 Uhr: Geistliches Konzert in der ev. Kirche.
- 21. Juni, 20.15 Uhr: Sinfonisches Festkonzert im Kurtheater, Solist: Hans Richter-Haaser, Klavier.
- 22. Juni, 10 Uhr: Konzert für die Schuljugend, HJ. und BDM. im Kurpark.
- 23. Juni, 8 Uhr: 2. Serenadenmusik im Klosterhof,
20.15 Uhr: Kammermusikabend in der »Galerie«.
- 24. Juni, 12 Uhr: Werkkonzert für die Arbeitskameraden der Füllnerbetriebe.
20 Uhr: Volkstümliches Abendkonzert im Kurpark, u. a. Erfter Teil »Der Frühling« aus »Die Jahreszeiten«.
- 25. Juni, 8 Uhr: Sinfonische Morgenfeier.
11 Uhr: Abschluß und Ausklang der Musikfestwoche.

*

Das Gauorchester Schlesien

wird im Monat Juni 1939 bei folgenden Großveranstaltungen eingesetzt: 2. bis 4. Juni 1939 Kreistag in Neumarkt Schlef.; 18. Juni 1939 Kreistag in Schweidnitz.

THEATER

August Hinrichs humorvolle Bühnenstücke kann nur der richtig begreifen, der die niederdeutsche Heimat des Dichters und ihre Bewohner kennt. Seine Komödien und Lustspiele »Krach um Jolanthe«, »Wenn der Hahn kräht«, um nur einige zu nennen, sind Volksstücke im wahrsten Sinne des Wortes; sie kommen aus dem Volke und sind für das Volk geschrieben. Es sind lebensrechte, wirklichkeitsnahe Gestalten, die uns in seinen Stücken entgegen treten, die so recht dazu geeignet sind, dem Volke nach des Tages Laß und Mühen Freude und Entspannung zu schenken.

Man hätte sich keine bessere Geburtstagschreung für den 60jährigen Hinrichs wünschen können, als diese frisch=lebendige Erstaufführung seiner Komödie »Für die Katz«, die wir kürzlich im Breslauer

Schauspielhaus miterleben durften. Da gibt es wieder so viele köstlich gezeichnete Personen, so viel herzerfrischenden Humor, daß man nur immer wieder aus vollem Halse lachen kann. Man lacht über diese ergötliche Geschichte von der erschossenen Katze, die eigentlich gar nicht erschossen wurde und die doch die harten niederdeutschen Bauernschädel immer wieder aufeinander krachen läßt.

Bruno Harprecht kann man zu der Inszenierung der Hinrichs'schen Komödie nur beglückwünschen. Die Aufführung war flott und lebendig. Lothar Baumgarten hatte ein ansprechendes Bühnenbild eines niederdeutschen Bauernhofes mit Wassermühle und Viehstall aufgebaut. Käthe Habel=Reimers, Henny Duell und Grete Kretschmer in den weiblichen, sowie Erich Brandt, Karl Eberhard, Otto Osthoff, Louis Oswald und vor allen Dingen Edgar Schwabe in den männlichen Rollen sorgten für eine wirklich flotte Aufführung.

Heiter, wie ein schöner Sommertag, ist da die Komödie »Jan und die Schwindlerin« von Per Schwenzen auf dem Spielplan=barometer unseres Schauspielhauses aufgetaucht, ein Stück, das den Besuchern gleichsam eine Vorfreude auf sommerliche Ferientage bescheren will. Es ist leichte Kost, die geboten wird, aber sie ist schmackhaft und mit viel Liebe zurechtgemacht.

Da ist die von fröhlichen Feriengästen besuchte Pension »Haus Meereswoge«, da ist der sommerliche Nordseestrand mit feinen Strandkörben, bunten Wimpeln und anderen Baderequisiten. In diesem abgelegenen, idyllischen Ferienparadies tauchen plötzlich zwei Gestalten auf, die, nach ihrem Aussehen zu urteilen, so gar nicht auf dieses Eiland zu passen scheinen und sich doch nach vielen Verwicklungen als liebe gute Bekannte entpuppen. Das ist alles sehr lustig und flott gemacht, ein amüsanter Spiel in Licht, Luft und Sonne, wenn es sich auch nur unter den Tiefstrahlern der Bühne vollzieht. Armas Sten Fühler, der für die Spielleitung verantwortlich zeichnete, hatte sich mit viel Luft und Liebe des Stückes angenommen. Heinz Hoffmann hatte dazu ein wirklich stimmungsvolles Bühnenbild einer Ferienkolonie mit Ausblicken auf das Strandleben hinzugezaubert. Es wurde wirklich flott und beschwingt gespielt. Bruno Harprecht übertraf sich in einer Bombenrolle geradezu selbst. Brigitte König wirkte bezaubernd frisch als exzentrische Amerikanerin. Daneben spielte Käthe Habel=Reimers die mütterlich=orgende Wirtin der Ferienpension. Henny Duell, keck und nett aufgemacht, stellte sich als Gymnastiklehrerin vor, während die ewig schwatzende Hanna Meyer als Schriftleiterin einer Modesperte alle Trümpfe ihrer Rolle auspielte. Ausgezeichnet auch die übrigen Darsteller: vor allem Ludwig Geiger als Peter und Josef Müller als friesischer Fischer. Das Publikum fühlte sich bestens unterhalten und kargte nicht mit dem verdienten Beifall.

Zu einem besonderen Erlebnis für alle Theaterbesucher wurde das Gastspiel der Staatsschauspielerin Käthe Gold, die sich diesmal als Klärchen in »Egmont« vorstellte. Die Künstlerin ist den Breslauern ja keine Unbekannte mehr, hat sie doch in früheren Jahren längere Zeit in Breslau gewirkt. Ihr Spiel ist von einer Reife, von einer Natürlichkeit, die kaum noch zu überholen ist. Müheles überwand sie alle Schwierigkeiten, die sich aus der ihr fremden Umgebung und aus dem Kreis unbekannter Mitpieler ergaben. Man lauschte ergriffen dem Klang dieser Stimme, ließ sich einfangen von der Wandlungsfähigkeit des Ausdrucks und ihren schlichten, sparsamen Gesten. Eine überaus eindrucksvolle schauspielerische Studie!

In der bekannten Inszenierung durch Kurt Hoffmann wirkten u. a. Eva Fiebig als Margarete von Parma, Gerhard Just als Egmont, Franz Michael Alland als Alba und Otto Nißl als Oranien mit. Der stürmische Beifall des Hauses galt neben Käthe Gold auch der vortrefflichen Leistung ihrer Mitpieler.

Zwei lustige Abende besuchten uns Lindners Tegernfeier bei ihrem Gastspiel im Schauspielhaus. Man hatte seine Freude daran, die Gmunder Gäste spielen zu sehen, die mit zwei echten Volksstücken »Das blaueidene Strumpfband« und »Bankerl unterm Birnbaum« aufwarteten. Es waren köstliche Typen aus Bayerns Bergen, die uns da auf der Bühne entgegentraten, prächtig gezeichnete Menschen voller Saft und Kraft, ungekünstelt und unkompliziert. Derber aber durchschlagender Humor zeichnete die beiden Stücke aus. Das Publikum unterhielt sich prächtig und spendete oft bei offener Szene den Darstellern, an der Spitze Otto H. Lindner, der auch die Regie führte, herzlichen Beifall. Wir würden

uns freuen, die Tegernfeer bald wieder einmal in Breslau begrüßen zu können.

Welch ein Gegensatz dazu das Gastspiel der Filmschauspielerinnen Carola Höhn, Charlott Daudert und ihres Partners Erich Ode, die sich ausgerechnet mit Noel Cowards Komödie »Intimitäten« dem Breslauer Theaterpublikum vorstellten. Dieses englische Stück erinnert in seinem Inhalt an die übelsten Zeiten einer überwindenen Theaterperiode. Soviele Belanglosigkeiten und banale Phrasen sind wohl felten über das Thema Ehe und eheliche Treue zusammengefasst worden, wie in diesem minderwertigen Machwerk. Man wundert sich nur immer wieder, daß deutsche Schauspieler von Ruf sich überhaupt dazu hergeben, mit einem derartigen kitschigen Stück auf eine Gastspielreise zu gehen. Das Publikum langweilte sich fürchterlich und spendete nur dem schauspielerischen Können der Gäste den gebührenden Beifall.

Herbert Lindner.

*

Von »Blut und Liebe« zum »Schwarzen Piraten!«

Dreißig Jahre Pionierarbeit am Deutschen Volkspiel.

»Shakespeare - und kein Ende«, dieses Goethewort könnte als Leitmotiv über dem Lebenswerk Martin Lufers stehen. Dreißig reiche Jahre sind vergangen, seit aus der fruchtbaren Beschäftigung mit dem Genie Shakespeares das erstmal das Wort »Laienpiel« auftauchte - von Martin Lufere geprägt -, und in Deutschland der »Sturm«, »Cymbeline« und »Sommernachtstraum« von »Laien« Spielern aufgeführt, ja, im Laufe der Zeit sogar eigene Stücke nach dem Beispiel des englischen Meisters in »Dramatischen Werkstätten« handwerksmäßig gebaut wurden.

Eines der frühesten dieser Spiele ist das Hunderte von erfolgreichen Aufführungen zählende Ritter-Schauer-Drama »Blut und Liebe«, das aus der Bildungswelt der höheren Schule hervorgewachsen - zwar noch an den Rahmen der Guckkastenbühne gebunden - einen ersten herzerfrischenden Beitrag zur Judenfrage lieferte. Von Shakespeare aus wurde dann auch der Schritt zum Bewegungsspiel getan. »Der gläserne Spiegel«, »König Drosselbart« - und wie sie alle heißen, die heute die besten deutschen Volkspiele sind -, sie alle wurden gemeinschaftlich in der »Dramatischen Werkstätte« des Dichters hergestellt. »Der Teufel mit den 3 goldenen Haaren« -: mit Führern des deutschen Landjahrs, »Der goldene Brunnen« -: mit BDM.-Führerinnen der Nordmark, und das letzte »Der Schwarze Pirat« -: mit Breslauer Pimpfen und ihren Führern.

Im Sommer 1938 hatten 30 Jungen des Fähnleins »Volker von Alzeie« der Rundfunkspielschar Breslau in den Dünen von Süderhöft an der Nordsee ein Zeltlager bezogen, während draußen, auf dem Watt, Käptn Lufere mit seinem Schiff »Krake« ankerte. Täglich zweimal wanderten Pimpfe übers Watt, denn sie waren ja

unter die Dichter gegangen und erzählten sich in der Kajüte des Dichterschiffes Geschichten von Geusen, Spaniern und Bremer Kaufleuten, die miteinander im Kampfe standen, von tapferen Schiffsjungen, meuternden Matrosen und einem vor Angst zappelnden Mohren. Der Held dieser Geschichten aber war ein fagenhafter Geusenkapitän, der »Schwarze Pirat«. Von Tag zu Tag wurden diese Geschichten nun immer klarer, und endlich konnten die Jungen auch mit dem wirklichen Textdichten beginnen. In Breslau wurden dann die Arbeiten im Heim zu Ende geführt, und heute zeigen die Pimpfe noch als Erinnerung an jene Tage ein Türschild, worauf kunstvoll »Ruhe, hier wird gedichtet!« geschrieben steht. Der fertige Spielentwurf ging dann, wohl verschnürt, wieder in die Werkstätte an Bord der »Krake« zurück, wo er von der Hand des Meisters zurechtgehämmert, ausgefeilt und mit Hochglanz versehen, nun schon spielfertig nach Breslau zurückgeschickt wurde. Und kurze Zeit darauf rief bereits an allen Straßenecken unserer Stadt von einem - als Holzschnitt gedruckten, ausgezeichneten - Plakat aus »Der Schwarze Pirat« zur Uraufführung.

Martin Lufere hatte die Vorbereitungen der Aufführung persönlich geleitet, am Abend selber aber war er schon wieder im Norden, in seiner Heimat. Und doch müssen seine sichere Hand und seine Gedanken wohl unsichtbar dabei gewesen sein, bei diesem Spiel. Denn wie will man es sonst erklären, daß 50 wilde Pimpfe andert-halb Stunden lang, bald laut und dann wieder leiser, bald schnell und dann wieder langflamer, bald springlebendig und dann wieder ganz still, vollkommen bei der Sache, ja, so höllisch bei der Sache sein können, daß sich schon nach wenigen Minuten alle Gäste nicht mehr in einem Saal, sondern auf den schaukelnden Planken der hart durch die Nordsee stampfenden, schlingernden Piratenkuff »See-spinne« fühlen? Eine Jungengruppe war da zu einer hinreißenden Einheit zusammengeschmolzen, die auch alle Zuschauer erfassen mußte, weil diesem wilden, feligen Piratenschwung ja niemand widerstehen konnte, der in seinem Herzen jung geblieben war. Und es konnte gar nicht anders sein, als daß alle am Schluß aufstanden und das Lied des Abends »Wir lieben die Stürme...« gemeinsam fangen. Jenes Lied, das immer wieder jubelnd aufklang, wenn der Schwarze Pirat seine Leute aufrief zu Kampf und großem »Probefstück«. Der »Schwarze Pirat« ist ein heldisches Spiel. Und das ist das »große Probefstück«, daß er am Ende sein Schiff mit den spanischen Kapern zusammen in die Luft sprengt und sich so opfert für sein Volk. Die Musik - von Günther Bialas eigens dafür geschrieben- übernahm den feierlichen Ausklang: »Gewaltige Völker müssen die Meere im Norden bewohnen, wenn selbst ihre verlorenen Kinder von solcher Art sind!«

Urwüchsigste Lockerheit in jedem Augenblick, ursprünglichste spielerische Möglichkeiten - und doch dabei der große, begeisternde Hintergrund: Es war kein Laienspiel im üblichen Sinne, sondern



Sie wandern bestrickend bestrickt in den Sommer
mit einem ländlich gestickten
Trachtenjäckchen

Geegründet
im Jahre 1773

Gebr. Grüttnner
Breslau-Ring 41
Ecke Albrechtstraße

Altetes schlesisches Fachgeschäft für modische Wollwaren aller Art

eins von der guten, goldenen Kette, die im Vorjahre auch in Breslau den »Goldenen Brunnen« aufrauschen ließ, und uns bald eine Wiederaufführung des »Piraten« bescheren möge! Eins von der goldenen Kette: »Shakespeare - und kein Ende!«

Kurt Speth.

SCHRIFTTUM

Gedanken über Bücher und ihre Leser

I.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man die überragende Bedeutung, die das deutsche Buch im Geistesleben unserer Nation besitzt, des langen und breiten zu beweisen versuchen. Wir alle wissen, daß es eines unserer wichtigsten Kulturgüter ist und in hohem Maße zum Ansehen unseres Volkes beiträgt. Wir wissen, wie tief und weit seine Wirkung geht und wie es bis in die entferntesten und verzweigtesten Lebensäußerungen unseres Volkskörpers bestimmend eingreift.

Unser deutsches Schrifttum stellt einen hochentwickelten und durchgebildeten Organismus dar, der durch fast unübersehbare Fülle ererbten Gutes genötigt ist, dieses immer wieder umzuschichten und neu zu ordnen, um die Geschichte gewordenen Zeugnisse deutschen Geisteslebens lebendig zu erhalten, sie den neuen Gegebenheiten anzugleichen. Hierzu gefellt sich seine wesentlichste Aufgabe: die Verarbeitung des Schaffens der Gegenwart. Dabei vereinigen sich Autoren, Verleger, Buchhändler, Kunstschriftleiter, Literaturhistoriker, literarische Gesellschaften, Organisationen aller Art und vor allem der Leser. Die Wechselbeziehungen dieser Organe, die man in die drei Gruppen der Schaffenden, der Vermittelnden und der Aufnehmenden einteilen kann, sind so mannigfaltig und teilweise noch dunkel, daß unsere deutsche Gründlichkeit bereits zur Erforschung dieser Beziehungen Einrichtungen geschaffen hat wie das Institut für Leser- und Schrifttumskunde.

Es wird daher einleuchten, daß eine Zeitschrift, die verantwortungsbewußt das geistige Leben ihres Gauzes begleitet, sich nicht mit vereinzelt Buchbesprechungen begnügen kann. An dieser Stelle sollen deshalb größere Zusammenhänge beschrieben werden, wesentliche Erscheinungen der Dichtung, die bezeichnend erscheinen, Leitlinien der Entwicklung, wegweisende Persönlichkeiten ebenso wie Fragen des Verlages und Buchhandels und Probleme, die den Leser und die Kunstbetrachtung angehen, behandelt werden. Unsere Begrenzung besteht in der Beschränkung auf das Schrifttum unseres Gauzes und in der mehr der Anregung dienenden als erschöpfenden Darstellung. Die Verbindung der einzelnen Abschnitte ist naturgemäß recht locker. Einmal wollen wir uns mit den Neuererscheinungen unseres schlesischen Schrifttums beschäftigen und zum andern Bestrebungen literarisch interessierter Kreise Raum geben.

II.

Die Schlesische Gesellschaft für Schrifttum veranstaltete Anfang dieses Jahres einen Abend, an dem Verlagsleiter Fleischer über den »Weg des Buches vom Manuskript zum Leser« sprach. Daran knüpfte sich eine rege Aussprache, und es verlohnt, einige wesentliche Punkte davon festzuhalten. Es wird wohl für solche Aussprachen immer kennzeichnend sein, daß bei dem Aufrollen einer Frage noch eine Anzahl anderer auftaucht, ohne daß eine alle Teile befriedigende Lösung gefunden wird. Dabei werden oft viele wertvolle Anregungen gegeben, welche verdienen, zu breiterer Auswirkung zu gelangen.

So wurden Fragen, wie die Erfassung des Arbeiters und des Bauern durch das Buch, die Art unserer Buchbesprechungen, Lücken in unserem Schrifttum u. a. m. angechnitten, Dinge also, die durchaus nicht außerhalb der Anteilnahme liegen, wenn man bedenkt, daß ein nicht geringer Teil unseres Volkes bisher noch kein inneres Verhältnis zum guten deutschen Buch besitzt. Denken wir auch daran, daß gerade in letzter Zeit überraschend viele Übersetzungen ausländischer moderner Literatur unseren Büchermarkt förmlich überschwemmen. Dabei sollte man vor allem berücksichtigen, daß amerikanische Autoren gerade jetzt bei uns hohe Auflagenziffern haben,

zu einer Zeit, in der in den Vereinigten Staaten geradezu hysterisch gegen Deutschland gehetzt wird. Und ausgerechnet wir, denen so oft geistige Autarkie vorgeworfen wird, öffnen unser Land in großzügigster Weise dem amerikanischen Schrifttum, während in Amerika, diesem »Land der Freiheit, Hüter der Weltkultur«, Verleger nicht wagen dürfen, moderne deutsche Werke herauszubringen. Dies Paradoxon stellt am besten die liberale Verlogenheit bloß. Allerdings werden wohl von uns daraus die Konsequenzen gezogen werden müssen, soll nicht aus Großzügigkeit blinde Gutmütigkeit werden.

Friz Schade.

*

Wird fortgesetzt

Drei neue Bücher von Hermann Stehr. Der Paul List Verlag in Leipzig hat zum 75. Geburtstag unseres großen Schlesiens Hermann Stehr drei neue Bücher herausgebracht.

Die neue Erzählung »Der Himmelschlüssel« ist eine »Geschichte zwischen Himmel und Erde«, ein Beweis der »Kunst zu fabulieren« ihres Dichters. Wie schon in früheren Werken, so ist auch hier die Sehnsucht eines schaffenden Menschen der Kernpunkt der Handlung. Der Bildschnitzer Pankratus Schiedek träumt - wie vor und nach ihm wohl jeder Künstler - davon, ein Werk zu schaffen, das nicht nur lebenswahr gestaltet ist, sondern darüber hinaus am wirklichen Leben teilnimmt. Diesem einen Künstler, diesem schlesischen Pankratus Schiedek, gelingt nun dieses Werk. Den Weg zu diesem Ziel schildert »Der Himmelschlüssel« (2,80 RM.) in einer zwar phantastischen, aber doch wieder tiefen Wirklichkeit.

Das zweite Buch »Der Mittelgarten« ist ein Band ausgewählter früherer und neuerer Gedichte (4,80 RM.). Reizvoll an diesem Werke ist - neben dem lyrischen Genuß, den es vermittelt - das Verfolgenkönnen des Lebens und Denkens des Dichters über eine lange Spanne (40 Jahre) seines dichterischen Schaffens. Gedichte der Jugend, der Sehnsucht, des Drängens erst, dann die gehärtete Reife des durch das Leben Geläuterten.

Die dritte Neuererscheinung ist ein schmales Bändchen (0,90 RM.). Es heißt »Von Mensch und Gott« und birgt eine Sammlung von Worten des Dichters, die ein Bild von seiner Weltbetrachtung vermitteln. Immer wieder auftauchende Fragen nach Seele, Glück, Schicksal, Tod und Natur finden hier eine Beantwortung in der Denkungsart Hermann Stehrs.

Jedes der drei Werke ist in feiner Art eine schöne Bereicherung des schlesischen Büchererschrankes.

»Hermann Stehr und das junge Deutschland«, Bekenntnis zum 75. Geburtstag des Dichters. Erich-Röth-Verlag, Eifenach 1939. Herausgeber: Franz Hammer. 36 Seiten, kart. 1,- RM. Zu den vielen Ehrungen des schlesischen Dichters Hermann Stehr zu seinem 75. Geburtstag gehört auch ein Büchlein, das Franz Hammer zusammengestellt hat. Nach einem Geleitwort von Hanns Johst, in dem der Präsident der Reichschrifttumskammer seine Verehrung für den großen Schlesier zum Ausdruck bringt, läßt der Herausgeber - neben eigenen Ausführungen - eine Reihe von Männern der Feder (Bauer, Heuschele, Raschke, Scholtis, Wieffalla) über Stehr und sein Schaffen bzw. über deren Verhältnis zu ihm berichten.

Karl Ch. Droft.

Die Druckstöcke zur Kunstbeilage im Mai-Heft überließ uns der Kunstverlag »Meister der Farbe«, vorm. Seemann & Co., Leipzig.

SCHLESISIEN

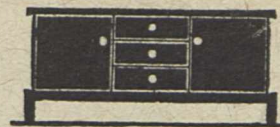
ZEITSCHRIFT FÜR DEN GESAMTSCHLESISCHEN RAUM
HERAUSGEBER: DER LANDESHAUPTMANN SCHLESISIEN

Verantwortlich für den gesamten Inhalt: Karl Heinz Kreufel, Breslau; für Verwaltung, Wirtschaft und Verkehr: Dr. Winand Gralka, Breslau; für Aktuelles und Berichte: Karl Christian Droft, Breslau. Verlag: Gauverlag-NS-Schlesien G.m.b.H., Breslau 5, am Sonnenplatz. Druck: NS-Druckerei, Breslau 5, Sonnenstraße 10. Manuskripte und Besprechungsexemplare sind nur zu senden an die Schriftleitung Breslau 2, Gartenstraße 74, im Landeshaus. Für unverlangt eingelangte Manuskripte und Lichtbilder übernimmt der Verlag keine Haftung. Die Rücksendung kann nur erfolgen, wenn ausreichend Porto beiliegt.

Bezugspreis: Vierteljährlich 3,- RM. zuzüglich 6 Rpf. Bestellgeld. Einzelheft 1,- RM. Bestellungen können bei jeder Buchhandlung sowie bei jeder Postanstalt aufgegeben werden, oder auch direkt beim Verlag Breslau 5, am Sonnenplatz (Postfachhonto Breslau 74 822, Fernruf 525 51 und 525 55). Anzeigenpreise (nur Seitenteile) nach Preisliste Nr. 1. Auflage: 5500.
Verantwortlicher Anzeigenleiter: Günter Schulz, Breslau.

Heinrich Hauswalt Möbel, Innenausbau

Werkstätten und Ausstellungsräume: Breslau, Salzstraße 35



Rich. Kiefer & Co.

Reuschesstr. 2, Laden und 1. Stock / Ruf 26241

Bürobedarf, Papier- und Schreibwarenhandlung
Büromöbel aus Stahl und Holz, Schreibmaschinen

Hirschberg KÖHLER & LORENZ

BRESLAU 1 • KUPFERSCHMIEDESTR. 41 • RUF: 51424

*Kühlschrankkauf ist
Vertrauenssache! -
Deshalb kaufen Sie beim
Fachmann -*



Beier & Olowinsky Nachf.
JNH. DIPL. KFM. EGON VOLLSTEDT
• BRESLAU - HERRENSTR. 31 am Blücherplatz •

Schlesier, Eure Bäder und Kurorte erwarten Euch!

Im romantischen

Tal von Weltende

zur **Turmstein-Baude**

Ruf Hirschberg 3088

Aus gutem Grund wird jeder in Hirschberg gerade diese
Baude und diesen Spaziergang empfehlen

Das Heilbad im
Riefengebirge

**Wismutbad
Wasserkümm**

Radiumhaltige Schwefelquellen +44°C
Hochgebirgs- Mineralmoor
Neuzeitl. Bäderbauten
Ganzjährig geöffnet.

Omnibusfahrten

im Riesengebirge - insbesondere in den Sudetengau -

mit **Gebrüder Schröter**

Hirschberg im Riesengebirge, Brauplatz 1 • Fernruf 2988

CONTINENTAL- BÜROMASCHINEN

zum Schreiben, Rechnen und Buchen

Hauptvertrieb:

Siegfried Schultze

Breslau 5, Neue Schweidnitzer Straße 4

NS-Druckerei Breslau die Qualitäts-
Druckerei **jetzt Sonnenstraße 10**



TERMAK

Schlesische Straßenbaugesellschaft K.-G.

Breslau 2, Tauentzienstraße 29

Telephon 27562

Ausführung von Straßenbauarbeiten aller Art vom Unterbau bis zur neuzeitlichen Straßendecke in Teer und Asphalt



Geschw. **Hoенiger**

BRESLAU 13, STRASSE DER SA. 10

Wer sein Büro gut eingerichtet, hat nie auf „Hoенiger“ verzichtet!

**Büromöbel
Büromaschinen
Bürobedarf**

Kommanditgesellschaft
FLORENTIUS BRICHTA
TIEFBAU · BETON u. EISENBETON
Breslau 21, Theresenstr. 15

**Schönhals
Klischees**
Breslau 1 · Reuschstraße 51 · Fernsprecher 56844/45

Bürobedarf Max Stenzel empfiehlt

Breslau 1, Garvestraße 11
Fernsprecher Nr. 297 49

**Vervielfältigungsapparate
Schreibmaschinen · Büromöbel
System-Registrierung Stella-Herdeggen**

VEDÄG

Vereinigte Dachpappen = fabriken
Aktiengesellschaft
Breslau 1, Elferplatz 1a

liefert:

Bitumen = Emulsion »Webas«
Isolieranstriche Emaillit
Carbolineum

führt aus:

Grundwasserdichtungen
Isolierungen gegen Feuchtigkeit
Hartgußasphalt

Chemische Werke A.-G.

Brieg

*

Kaltaosphalt »Bregalit«

*

Teerdestillation

*

Straßenbauausführungen

*

Brieg Bez. Breslau, Mühlendamm 5

Fernsprecher Nr. 14 und 81



Ankarstrand

Breslau 13 · Brandenburgerstr. 19 · Tel. 35000